

Zeitschrift: Archäologie und Denkmalpflege im Kanton Solothurn
Herausgeber: Amt für Denkmalpflege und Archäologie des Kantons Solothurn
Band: 6 (2001)

Rubrik: Denkmalpflege : Restaurierungen und Bauuntersuchungen 2000

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Restaurierungen und Bauuntersuchungen 2000

Der Keller eines Hauses am Friedhofplatz und die Brandmauer eines Hauses an der Hauptgasse gaben unserem Bauforscher anlässlich von Restaurierungen wichtige Aufschlüsse über die römische und mittelalterliche Stadtanlage preis. So konnte das einstige Tor im Norden des römischen Castrums nachgewiesen und aufgehende Partien der römischen Stadtmauer mit einer mittelalterlichen Aufstockung bis in die Obergeschosse eines

Hauses an der Hauptgasse erfasst werden. Im Weiteren wurde es möglich, zwei bemerkenswerte Zeugen unserer industriellen Kultur zu erhalten und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen: der Dieselmotor aus dem Jahr 1911 der ehemaligen Kammgarnspinnerei in Derendingen und der Kalkbrennofen «Stritteren» in Bärschwil.

Bärschwil, Kalkbrennofen «Stritteren»

Entgegen dem heute unberührten Landschaftseindruck wurde in früheren Jahrhunderten an verschiedenen Orten im Solothurner Jura Bergbau und vorindustrielle Produktion betrieben. So wurde in Bärschwil schon früh Eisenerz gewonnen und verarbeitet, im 18. und 19. Jahrhundert auch Glas hergestellt und bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts ober- und unterirdisch Gips abgebaut und mit einer Bahn ins Tal transportiert. Der Kalkbrennofen in den Stritteren ist ein interessanter Zeuge dieser Bergbautradition, ja der Solothurner Wirtschafts- und Industriegeschichte im Allgemeinen, handelt es sich doch beim Kalkbrennofen in Bärschwil zusammen mit einer nicht restaurierten Anlage in Rickenbach um die einzigen noch erhaltenen Kalkbrennöfen im Kanton Solothurn.

Der Bärschwiler Kalkbrennofen liegt im bewaldeten Tal des Stritterenbaches, direkt neben zwei 1983 erstellten, unter Naturschutz stehenden Weihern in den Hang hineingebaut. Der Ofen besteht aus zwei symmetrisch angeordneten, trichterförmigen Ofenschächten. Dazwischen liegt ein breiterer, natursteingewölbter Zwischenraum, der seitlich den Zugang zu den Öfen ermöglichte und zusammen mit den von vorne direkt zu den Ofenschächten führenden Stollen der Belüftung und Bedienung der Öfen diente. Die Trichteröfen wurden von oben lagenweise mit Kalksteinen aus der direkten Umgebung und Koks gefüllt, während der gebrannte Kalk durch die Bedienungsstollen abgezogen



Abb. 1 Bärschwil, Kalkbrennofen «Stritteren», Zustand 1993 vor der Ausgrabung.

wurde. Der Bärschwiler Kalkbrennofen war also für den Dauerbetrieb eingerichtet, wo das Feuer gar nie ausging.

Kalk ist beim Bau von Gebäuden noch heute ein wichtiges Bindemittel und hatte vor dem Aufkommen des Zementes in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts eine noch viel grössere Bedeutung. Gebrannter und danach gelöschter Kalk wurde sowohl als Kalkmörtel beim Errichten von Mauern als auch als Kalkputz

zum Verputzen der Wände verwendet. Im Kalkbrennofen wurden die Kalksteine bei Temperaturen von ca. 1000 bis 1200° «ausgeglüht», so dass der Kalkstein weiss wurde und sich leicht zu Pulver zerreiben liess. Dieser Brennprozess benötigte mehrere Tage. Durch das Brennen wurde der Kalk um mehr als die Hälfte leichter und konnte so, gut geschützt vor Feuchtigkeit, zu den Baustellen transportiert werden. Dort wurde der ge-

brannte Kalk gelöscht, das heisst es wurde Wasser zugegeben, wobei es zischte und brodelte. Über kurze oder längere Zeit bis zu mehreren Jahren blieb der gelöschte Kalk dann in der Kalkgrube, einem Loch im Boden, eingesumpft, bevor er verarbeitet wurde.

Die beiden Kalkbrennöfen waren in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts wohl einige Jahrzehnte in Betrieb. 1873 verpachtete die Gemeinde Bärschwil ein grösseres Waldgebiet direkt oberhalb dem Kalkbrennofen an J. Brisa und L. Roy, zwei in der Zement- und Kalkfabrikation tätige Unternehmer. Der Kalkbrennofen dürfte also in dieser Zeit erbaut worden sein. Auch die Verwendung von Koks als Brennmaterial, der mit der Eisenbahn hertransportiert werden musste, weist in diese Zeit, wurde die Eisenbahnlinie Basel-Delémont doch im Jahre 1875 fertiggestellt. Die Öfen dürften bis etwa 1900 in Betrieb gewesen und danach aufgegeben worden sein. In den nun ausgegrabenen Ofenschächten wuchsen Bäume, die anhand der Anzahl Jahrringe zu schliessen etwa so alt waren. Die Mauern und Gewölbe zerfielen zusehends. Im Zusammenhang mit einer Verbreiterung des Weges oberhalb der Öfen wurden die vorher noch gut sichtbaren Gewölbe und Schächte in den 1960er Jahren zugeschüttet. Bereits 1976 wurde die Denkmalpflege erstmals auf die Ofenanlage angesprochen. Die Jugendbewegung Bärschwil prüfte damals, die Freilegung der Ofenanlage in ihr Jahresprogramm aufzunehmen. Ein nächster Versuch zur Rettung des Kalkbrennofens durch die Verschönerungs-Gruppe Bärschwil in Zusammenarbeit mit der Bauunternehmung Meier + Jäggi AG erfolgte in den Jahren 1984 bis 1986. 1990 sollte das Projekt der Freilegung der Öfen im Hinblick auf die 700-Jahr-Jubiläumsfeierlichkeiten der Eidgenossenschaft im Jahre 1991 vorangetrieben werden. Dabei stellte man fest, dass das Grundstück, auf dem die Kalkbrennöfen standen, immer noch der Firma Louis Roy gehörte, einem jener Industriellen, der 1873 ein Waldgebiet für eine Kalkgrube pachtete und 1875 die Kalk- und Gipsfabrik am Bahnhof Bärschwil mitbegründete. Da keine rechtmässigen Erben mehr ausfindig gemacht werden konnten, wurde die Einwohnergemeinde durch eine «ausserordentliche Ersitzung» neue Eigentümerin, doch war dadurch die Realisierung der Freilegung auf das Jahr 1991 hin nicht mehr einzuhalten. Im Zusammenhang mit Recherchen zur «Geologischen Wanderung Bärschwil», welche 1998 eingeweiht wurde, stiess deren Initiant und Präsident der Umweltkommission Bärschwil, Michael Fürstenberger, erneut auf die Kalkbrennöfen in den Stritteren, und endlich konnte die Anla-



Abb. 2 Gesamtansicht mit Schutzdach, nach der Restaurierung.



Abb. 3 Südlicher Ofen mit Bedienungsstollen (vorne) und trichterförmigem Ofenschacht (hinten), nach der Restaurierung.



Abb. 4 Öffnung zum südlichen Ofenschacht, nach der Restaurierung.

ge nun freigelegt, untersucht, gesichert und in die «Geologische Wanderung Bärschwil» integriert werden.

Der Zustand der Mauern und Gewölbe war nach gut hundert Jahren des Zerfalls so schlecht, dass dringend Massnahmen nötig waren. Das neu erstellte Schutzdach erlaubte es, die Sicherungen und Ergänzungen an den Öfen selbst auf ein Minimum zu beschränken, die aus statischen Gründen und für das Verständnis der Anlage nötig waren. Ausgegraben wurde der besser erhaltene südliche Ofen, während der symmetrisch angeordnete, in seiner Art identische nördliche

Ofen unangetastet blieb. Die ausgegrabene Ofenanlage ist nun begehbar und erlebbar, und eine informative Tafel gibt vor Ort Auskunft über die Anlage und ihre Funktionsweise.
Markus Schmid

Literatur

«Geologische Wanderung Bärschwil», Führer zum geologischen Lehrpfad von Michael Fürstenberger, Dr. Peter Jordan, Dr. Urs Pfirter und Theo Furrer; Separatdruck aus den Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft des Kantons Solothurn, Nr. 38, Mai 1999.

«Kalköfen Stritteren Bärschwil», Broschüre zur Geschichte des Kalkofens Stritteren und zur Technik des Kalkbrennens, von Thomas Bitterli-Waldvogel und Michael Fürstenberger, Mai 2001.

Beinwil, Breitischeune

Die aus dem späten 18. Jahrhundert stammende Breitischeune in Beinwil liegt sehr reizvoll auf einer sanften Hügelkuppe am Nordfuss des Passwang. Die Scheune stellt mit ihrem charakteristischen Walmdach für die Passstrasse, die als einzige kantonsinterne Route das Schwarzbubenland mit dem Rest des Kantons Solothurn verbindet, eine gut sichtbare Wegmarke dar.

Die Kulturlandschaft im oberen Lüsseltal zeichnet sich durch ihre ausgeprägte Einzelhofbesiedlung aus. Dazu gehören verschiedene Feldscheunen, die Zeugen einer vergangenen Bewirtschaftung der im Jura oft abgelegenen Weiden sind. Bevor nach dem 2. Weltkrieg verbesserte Transportmöglichkeiten zur Verfügung standen, wurde das im Sommerhalbjahr anfallende Heu in verschiedenen kleineren Scheunen eingelagert, und das Vieh musste im Winter von Scheune zu Scheune seinem Futter nachgehen. Heute

wird das Heu zu den Tieren gebracht und zentral eingelagert. Die vielen Weidscheunen werden daher kaum mehr genutzt, stehen oft leer und verfallen mit der Zeit.

Die Breitischeune ist eine der grössten dieser Weidscheunen und prägt das Landschaftsbild in besonderem Masse. Das steile Walmdach war seit jeher mit Holzschindeln gedeckt. Der Dachstuhl weist eine bemerkenswert schön und kräftig gearbeitete Holzkonstruktion auf. Über dem mit Jurasteinen aufgemauerten Stall liegt der grosse Heustock, dessen Aussenwand ebenfalls mit Holzschindeln verkleidet war. Die bergseitig angeordnete Hocheinfahrt ist nachträglich eingebaut worden. Die Dachform der Breitischeune erinnert an das Walmdach des nahe gelegenen Restaurants «Neuhüsli» von 1837. Die Breitischeune ist jedoch gut 50 Jahre älter. Die dendrochronologische Untersuchung von defekten Hölzern des Dachstuhls hat ergeben, dass die

Hölzer für die Scheune im Herbst/Winter 1782/83 gefällt wurden, so dass der Bau der Scheune kurz darauf, wohl 1783 angesetzt werden kann.

Die Breitischeune war seit Jahren in einem schlechten baulichen Zustand. Der Wind piff durchs ganze Gebäude. Da gerade bei einem Holzhaus ein intaktes Dach ausschlaggebend für seine Erhaltung ist, wurde das Dach bereits 1993 notdürftig mit Unterdachplatten geflickt. Die Finanzierung der Sanierung der Aussenhülle gestaltete sich jedoch schwierig, da das Gebäude keinen wirtschaftlichen Nutzen mehr abwirft. Dank der Sammlung 1996 der Stiftung Pro Patria unter dem Motto «Für die kleinen Perlen der Landschaft – für einen grossen Kulturschatz», die zum Ziel hatte, kleine, aber für das Orts- und Landschaftsbild wichtige Objekte, deren Erhaltung erheblich gefährdet ist, zu retten, konnte die Restfinanzierung sichergestellt und die Ge-



Abb. 1 Beinwil, Breitischeune vor...

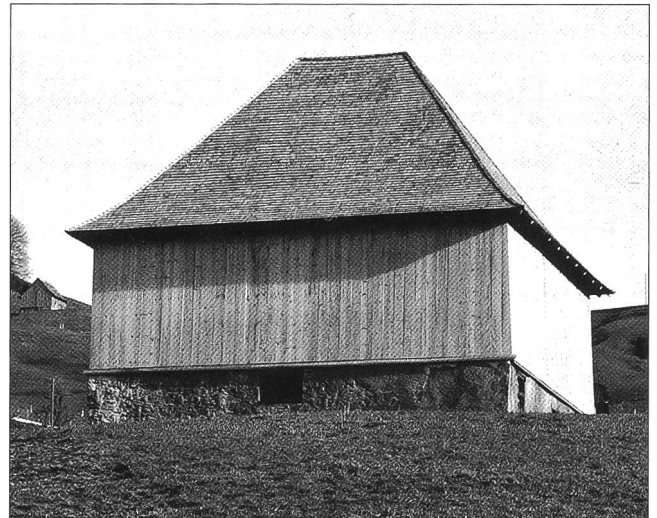


Abb. 2 ...und nach der Restaurierung.



Abb. 3 Ansicht der Rückseite mit Hocheinfahrt, nach der Restaurierung.

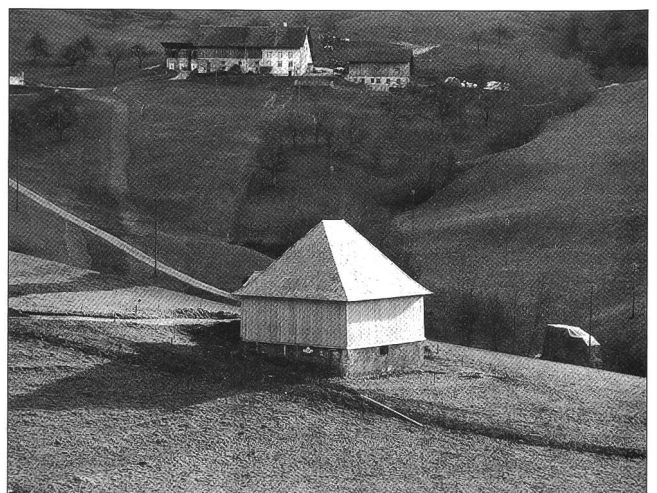


Abb. 4 Die restaurierte Breitischeune in der Landschaft am Passwang.

bäudehülle instandgestellt werden. Weitere Beiträge bezahlten die Denkmalpflege von Bund und Kanton.

Die Fundamentmauern wurden lediglich gesichert, während die darüber liegende Holzkonstruktion gerichtet und verfaulte Stellen saniert werden mussten. Vor allem im Bereich des später eingebauten Quergiebels, was am Hauptdach ohnehin zu einer statischen Schwächung geführt hatte, war ein Knotenpunkt durch eindringendes Wasser stark verfault. Das Walmdach wurde neu

wieder mit Schindeln eingedeckt, wobei wegen der Witterungsbeständigkeit Lärchenschindeln verwendet wurden. Die vorher ebenfalls verschindelten Aussenwände konnten nur noch mit einer Holzverschalung mit breiten Brettern ausgeführt werden, da das vorhandene Geld nicht weiterreichte. Auch das zweiflügelige Tor der Hocheinfahrt, dessen einer Flügel erneuert wurde, während der andere noch gut war, zeigt schön, dass der Hauptaufwand in die statische Sicherung und die Erneuerung des Daches gesteckt wurde

und nur das gemacht wurde, was wirklich nötig war. Eine neue Nutzung konnte für die Scheune bislang nicht gefunden werden.

Markus Schmid

Medienecho

Bericht «Eine Perle in der Landschaft» mit Abbildung in der Basler Zeitung vom 6./7. Januar 2001.

Reportage «Handwerkskunst in Holz» und «Eine hölzerne Perle am Passwang» von Angelica Dietler, mit Farbabbildungen von Andrea Hunziker in der Neuen Mittelland Zeitung vom 1. Februar 2001.

Reportage mit Interview von Sabine Knosala im Wochenblatt, Anzeiger für das Schwarzbubenland und das Laufenthal, 8. Februar 2001.

Bellach und Solothurn, zwei Pulverhäuser

Im frühen 18. Jahrhundert war im Riedholzturm, dem nordöstlichen Eckturm der Stadtbefestigung von Solothurn, ein Pulvermagazin eingerichtet. Dagegen erhob der französische Gesandte im nahegelegenen Ambassadorshof 1705 aus Angst vor einer Explosionsgefahr Einsprache. Er erinnerte daran, dass der Vorgängerbau des Riedholzturmes 1546 durch einen Blitzschlag getroffen wurde, wobei die darin gelagerten 30 Zentner Büchsenpulver explodierten und grossen Schaden verursachten. In unbewohntem Gebiet ausserhalb der Stadt wurden danach in der Allmend in Bellach und hinter dem Grafenfels in der Steingrube in Solothurn zwei praktisch gleichartige Pulverhäuser errichtet, die eine trutzige Standhaftigkeit ausstrahlen.

Pulverhaus Bellach

Das damals weit abgelegene Pulverhaus in der Bellacher Allmend fällt durch seine massigen Fassadenmauern mit den traufseitig angeordneten Strebepfeilern auf, welche die Lasten des tonnenförmigen Tuffsteingewölbes abfangen, das den ganzen Innenraum überspannt. Über dem Gewölbe liegt ein mit

Biberschwanzziegeln eingedecktes Krüppelwalmdach. Der doppeltürige Eingang besitzt Eichenholzflügel, wobei der äussere Flügel zusätzlich mit Eisenblech beschlagen ist. Bemerkenswert sind die grossen, sehr dekorativ wirkenden Schlüssel. Es existieren zwei Schlüsselsätze, einer mit originalen Schlüsseln aus der Bauzeit, der andere mit Kopien. Ursprünglich besass das Magazin nur schmale Lüftungsschlitze, die innen und aussen zusätzlich mit eisernen Läden verschlossen werden konnten. Im Fensterlicht steht als Hindernis gegen Diebe jeweils ein übereck gestellter quadratischer Pfosten aus Naturstein. Die grösseren Fensteröffnungen sind wohl erst später eingebaut worden. Das Pulvermagazin wurde von der Zeughausverwaltung zuletzt noch als Stofflager verwendet.

Da das Gebäude nicht mehr gebraucht wurde, konnte die Bürgergemeinde Bellach kürzlich das direkt an die freie Aarelandschaft angrenzende Pulvermagazin übernehmen und zu einem Mehrzweckraum umbauen. Auf der Südseite des Pulverhauses wurde ein bewusst modern gestalteter, feingliedriger Anbau als Zugangsbereich und Foyer erstellt. Dadurch

konnte der mit dem Gewölbe überspannte Innenraum des Pulverhauses ohne Einbauten erhalten bleiben.

Markus Schmid

Pulverhaus Solothurn

Im Steingrubenquartier steht hinter dem Grafenfels in einer schattigen Mulde auf dem Areal eines einstmaligen Steinbruchs ein Pulverhaus von gleicher Erscheinung wie dasjenige in Bellach. Es diente bis vor kurzer Zeit dem Kantonalen Zeughaus als Depot und wurde schliesslich 1999 an Private verkauft. Das Solothurner Pulverhaus ist weitgehend im originalen Zustand des 18. Jahrhunderts erhalten geblieben. Lediglich die hochliegenden Fenster in den Giebfassaden wurden sekundär einmal vergrössert. Bei der kürzlich abgeschlossenen Gesamtrestaurierung ist eine musterhafte sanfte Sanierung gelungen, bei der der Charakter des Gebäudes weitgehend unverändert bewahrt wurde. Das Haus dient nun neu als Kunstgalerie.

Markus Hochstrasser

Literatur

Das Bürgerhaus in der Schweiz, XXI. Band Kanton Solothurn, herausgegeben vom SIA, Orell Füssli Verlag, 1929.



Foto: Eng + Portmann Architekten, Solothurn

Abb. 1 Bellach, Pulverhaus, Ansicht von Nordosten, nach der Restaurierung.



Abb. 2 Solothurn, Pulverhaus in der Steingrube, nach der Restaurierung.

Biberist, Spitalhof

Das alte Spital in der Solothurner Vorstadt funktionierte lange Zeit weitgehend als Selbstversorgungsbetrieb. Zu diesem Zweck besass das Spital etliche Güter wie Reben, Acker- und Weidland, Sennereien und Bauernhöfe. Einer dieser Höfe war der äussere oder hintere Spitalhof, etwa einen Kilometer südwestlich der Altstadt auf einer kleinen Anhöhe, mitten in fruchtbarstem Kulturland gelegen.

Der langgezogene Bau mit seinem stattlichen, landschaftsprägenden Krüppelwalm-dach wurde 1733 erstellt und 1832 im Bereich der Scheune wegen schlechtem Zustand teilweise erneuert. Einzelne ältere Bauteile wie das gefaste Kellerportal auf der Ostseite aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts sind hier wahrscheinlich in Zweitverwendung benützt. Der Baukörper ist aussen wie innen sehr schlicht gehalten und weist keinerlei zierende Elemente auf, ist jedoch

handwerklich solide gebaut. Auffallend ist die Grösse des Ökonometeils, die drei Viertel der Gesamtlänge des Gebäudes ausmacht. Der 1951 auf der Nordseite erstellte, störende Anbau ist im Zusammenhang mit dem Autobahnbau wieder abgebrochen worden.

Die Liegenschaft wurde 1972 durch das Büro für Nationalstrassen zum Bau der A5 erworben. Nachdem die Autobahnplanung vorerst den Abbruch des Spitalhofes vorsah, wurde die Linienführung 1983 aufgrund einer Vernehmlassung der Eidgenössischen Natur- und Heimatschutzkommission (ENHK) wegen der besonderen Schutzwürdigkeit des Spitalhofes so gegen Norden verschoben, dass das Gebäude erhalten bleiben konnte.

Da der Kanton keine Verwendung für das Gebäude mehr hatte, ist es 1998 verkauft worden. Die neuen Eigentümerinnen haben nun im direkt an den bestehenden Wohnteil angrenzenden Stall und Tenn eine zweite Woh-

nung eingebaut. Wegen des in den letzten Jahrzehnten vernachlässigten Unterhalts des Gebäudes waren zudem erhebliche Aufwendungen an Fassade und Dach nötig.

Der Autobahnbau hat die Topographie und den Charakter dieses stadtnahen Erholungsgebietes leider doch stark verändert. Umso erfreulicher ist es, dass mit der Rettung und Restaurierung des markanten Spitalhofes ein wichtiges Element dieses Landschaftsraumes erhalten bleiben konnte.

Markus Hochstrasser / Markus Schmid

Quellen

«Gedenkschrift zur Eröffnung des neuen Bürgerspitals 1930», vom Autorenkollektiv Kaeslin, Schwendimann, Schubiger und Lechner, Seiten 184 und 185. Originale Projekt- und Baupläne sowie Kostenvorschläge des Zimmermanns, dreier Maurermeister und ein Rapport des Stadtwerkmeisters von Februar und März 1832, Planarchiv der Bürgergemeinde Solothurn, Archiv Nr. B 20.



Abb. 1 Biberist, Spitalhof, Ansicht von Süden, nach der Restaurierung.



Abb. 2 Ansicht von Südwesten, nach der Restaurierung.

Grenchen, Kapelle Allerheiligen

Geschichte

Die Anfänge der Wallfahrt zur Kapelle Allerheiligen in Grenchen liegen im Dunkeln. Bekannt ist einzig, dass bereits im 16. Jahrhundert eine kleine Wegkapelle existierte. Um den immer zahlreicher erscheinenden Pilgern ein Dach über dem Kopf zu bieten, wurde in den Jahren 1622/1623 eine neue Kapelle errichtet. Dieser Bau, der sich vermutlich anstelle der heutigen Kapelle befand, ist baulich nicht mehr fassbar. Bereits ein halbes Jahrhundert später war der Pilgerstrom derart angewachsen, dass die Kapelle erneut vergrössert werden musste. So entstand

1682/83, gestiftet vom Solothurner Chorherr Johann Theobald Hartmann (1636–1717), das heutige «Kappeli», errichtet nach dem Vorbild der Solothurner Peterskapelle. Die neue Kapelle erhielt in den folgenden beiden Jahrzehnten schrittweise ihre wertvolle barocke Ausstattung, welche in erster Linie aus den drei Altären von 1684, 1686 und 1701 besteht. 1754 wurde die alte Seitenkapelle saniert und mit einem neuen Altar, dem heutigen Allerheiligenaltar, ausgestattet. Zur selben Zeit mussten auch die drei Altäre im Langhaus und im Chor mit neuen Altartischen versehen werden.

Zur Zeit der Hartmann'schen Kapellenstiftung existierte in der Nähe der Wallfahrtsstätte auch bereits eine Pintenschenke, um die zahlreichen Pilger verpflegen zu können. Chorherr Hartmann stiftete ausserdem 1689 eine Pfründe für einen Kaplan. Daraufhin entstand das heute noch bestehende Kaplanenhaus östlich der Kapelle. Die Wahl des Kaplans war Hartmann selbst sein Leben lang vorbehalten; nach seinem Tod sollte sie der Solothurner Regierung zustehen. 1811 wurde die Kaplanei wegen der stark zurückgegangenen Wallfahrten ins Dorf Grenchen verlegt und 1867 schliesslich aufgehoben.

1864 war die Allerheiligenkapelle Ort einer wichtigen kunsthistorischen Entdeckung. Bei der damaligen Restaurierung entdeckten nämlich der Solothurner Kunstfreund, Sammler und Dekorationsmaler Franz Anton Zetter (1808–1876) und sein Freund, der bekannte Maler Frank Buchser (1828–1890), eine als Gerüstladen verwendete Holztafel, die sie als Gemälde von Hans Holbein d. J. (1497–1543) identifizierten. Das heute in der Kunstgeschichte als «Solothurner Madonna» bekannte Gemälde entstand 1522 für die Kirche St. Martin in Basel, wurde bereits wenige Jahre später während der Reformation entfernt und gelangte auf unbekanntem Wege nach Grenchen. Die beiden Entdecker konnten das Gemälde vom ahnungslosen Leiter der damaligen Restaurierungsarbeiten zu günstigen Konditionen übernehmen, liessen es restaurieren und verkauften es anschliessend mit gutem Gewinn an den Kunstverein Solothurn. Kaum war das Bild aus der Kapelle entfernt, erkannte die Gemeinde Grenchen die Bedeutung der Holbein-Madonna, und prozessierte 1868–1873 und nochmals 1947 erfolglos um die Rückgabe des Bildes. Es befindet sich heute im Kunstmuseum Solothurn.



Abb. 1 Grenchen, Kapelle Allerheiligen, Ansicht von Südwesten, nach der Restaurierung.

Restaurierung 2000/2001

Rund fünfzig Jahre nach der letzten umfassenden Restaurierung von 1950–1953 drängten sich erneut verschiedene Massnahmen auf. Die Vorbereitungen dazu begannen 1999 mit dem Kappeli-Sanierungsfest, welches derart erfolgreich war, dass die Gesamtrestaurierung ein Jahr früher als geplant in Angriff genommen werden konnte. Die dringendste Aufgabe bestand darin, das Mauerwerk vor der aufsteigenden Feuchtigkeit besser zu schützen. Dazu wurde rings um die Kapelle das Gelände abgetragen und neu ein Kiesbett angelegt. Der Verputz befand sich grösstenteils in gutem Zustand, so dass verschiedene Ausbesserungen genühten. Einzig bei der nördlichen Seitenkapelle musste der bei der letzten Restaurierung angebrachte, ungeeignete Kunststoffputz entfernt und durch einen mineralischen Verputz ersetzt werden. Nach der Reparatur von Dach und Fenstern erhielt der Aussenbau schliesslich einen neuen Anstrich. Zuletzt wurde die als Fresko aufgemalte Sonnenuhr an der Südseite fachgerecht restauriert.

Im Inneren erhielten die Wände und die Decke einen neuen Anstrich, ebenso wurden die Kirchenbänke gereinigt und neu lackiert. Die Bodenplatten im Mittelgang mussten neu verlegt und teilweise ersetzt werden. Bei der wertvollen Ausstattung begnügte man sich mit der fachgerechten Reinigung und Konservierung der Altäre und ihren Figuren, deren Farbfassung teilweise abblätterte. Aus-



Abb. 2 Innenansicht gegen Osten, nach der Restaurierung.

serdem mussten einige Altarfiguren gegen Wurmbefall behandelt werden. Eine eigentliche Restaurierung erhielt einzig das 1754 vom Tiroler Wandermaler Fabian Thurner geschaffene Gemälde des Allerheiligenaltars in der Seitenkapelle. Hier mussten die Malschicht gefestigt und Fehlstellen retouchiert werden.

Stefan Blank

Summarischer Quellennachweis

Ratsmanuale (RM); RM 124/1620/668; RM 126/1622/621; RM 126/1622/744; RM 127/1623/272; RM 127/1623/495; RM 127/1623/590; RM 127/1623/603; RM 129/1625/140; RM 178/1674/203; RM 179/1675/299; RM 183/1679/292; RM 186/1682/168; RM 186/1682/194; RM 186/1682/229; RM 186/1682/503; RM 187/1683/164; RM 187/1683/288; RM 187/1683/606; RM 187/1683/619; RM 188/1684/296; RM 194/1690/204; RM 205/1702/256; RM 208/1705/511; RM 263/1760/1447; RM 264/1761/922.

Herbetswil, Pfarrkirche St. Johannes, Innenrestaurierung

Nach der Orgelrenovation von 1990–1993 und der Aussenrestaurierung von 1995–1997 (siehe ADSO 3/1998) war als dritte und letzte Etappe das Innere der 1891 von Wilhelm Keller erbauten Pfarrkirche St. Johannes an der Reihe. Als erstes wurde eine Farbuntersuchung der Wände vorgenommen. Sie ergab, dass der Bau von 1891 innen eine einheitliche Weissputzglätte aufwies ohne irgendwelche malerischen Dekorationen. Der braun-ockrige Anstrich der Schiffswände und die einheitlich orange Fassung des Chores stammten erst aus dem Jahr 1930, als die neue Decke eingezogen wurde. Bei der Restaurierung 1974/75 folgte dann eine Ausmalung mit einer ungeeigneten weissen Dispersionsfarbe, die zu einer vollständig wasserdampfdurchlässigen Innenhaut und demzufolge zu Feuchtigkeitsschäden im Mauerwerk führte. Diese Farbe wurde nun wieder entfernt und der Verputz wo nötig geflickt und ausgebessert. Ein neuer Anstrich mit einer weissen, atmungsfähigen Mineralfarbe entspricht nun wieder dem ursprünglichen Zustand des Innenraumes von 1891. Die Altäre und die Kanzel, welche 1891 von



Herbetswil, Pfarrkirche St. Johannes, Inneres nach der Restaurierung.

Altarbauer Alois Holenstein aus Wil SG angefertigt wurden, benötigten keine eigentliche Restaurierung. Hier genügte eine Reini-

gung und das anschliessende Festigen und Auffrischen der teilweise abblättrenden Vergoldung. *Stefan Blank*

Hersiwil, «Näijerehuus»

Das «Näijerehuus», auch «Jäggi-Näijere-Huus» genannte Kleinbauernhaus in Hersiwil gehört zum ältesten Baubestand des Dorfes im äusseren Wasseramt. Der Name des Hochstudhauses stammt von der letzten Bewohnerin, die bis 1953 im Haus lebte und Schneiderin sowie Arbeitslehrerin war. Seither stand das Haus leer und war nach dieser langen Zeit dem Zerfall nahe. Dank der Initiative des Gemeindepräsidenten, der für die Restaurierung und Neunutzung des Gebäudes eigens die Stiftung Pro Hersiwil ins Leben rief, konnte das Gebäude nun gerettet werden.

Hochstudhäuser, manchmal auch als Alemannenhäuser bezeichnet, sind im nordwestlichen Mittelland und bis hinein in den Schwarzwald verbreitet und stellen in unserer Region den ältesten noch erhaltenen Bautypus von Bauernhäusern dar. Besonderes Merkmal sind die sogenannten Hochstüde, kräftige Holzpfosten in der Gebäudemitte, die vom Boden bis zum First durchlaufen und das steile, zeltartig darüber gespannte Dach tragen. Nach aussen zeigen Hochstudhäuser eine markante Dachform mit steilen, allseitig weit herunterreichenden Walmdächern. Die

Dachflächen waren oft noch bis ins 20. Jahrhundert hinein mit Holzschindeln oder Strohdach gedeckt, bevor sie aus feuerpolizeilichen Gründen durch Ziegel- oder Eterniteindeckungen ersetzt wurden.

Das «Näijerehuus» ist im Ortsbild von Hersiwil ein wichtiges Bindeglied und hat im Strassenraum einen besonderen Stellenwert. Die von Wald umgebene, landschaftlich reizvoll gelegene Ortschaft erstreckt sich entlang einer Geländekante, die sich aus dem Übergang eines sanft ansteigenden Hanges zu einer kleinen, hochgelegenen Ebene ergibt. Die grossen Dächer der meist bäuerlichen Bauten bilden insbesondere von Nordwesten her gesehen eine markante Silhouette. Das Kulturland reicht hier noch direkt bis zu den Bauernhäusern und ist nicht verbaut. Hersiwil ist im Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz (ISOS) daher als Ortsbild von regionaler Bedeutung aufgenommen worden. Das ehemalige Bauernhaus geht in die Zeit um 1645 bis 1650 zurück. Das Alter der für den Bau verwendeten Hölzer konnte mit Hilfe einer dendrochronologischen Analyse ermittelt werden. Der Kernbau liegt im südlichen Teil des Gebäudes und war nur etwa

halb so gross wie die heutige Grundfläche des Hauses. 1786/87 entstand die nordseitige Erweiterung, in gleicher Art wie der Kernbau mit Hochstüden konstruiert. Auf den Bügen in der Südfassade des Erweiterungsbaus wurden nebst dem Baujahr und dem Christusmonogramm IHS die Namen des Baumeisters und des Zimmermanns eingekerbt. Im 19. Jahrhundert wurden dann südseitig Lauben und nordseitig verschiedene Anbauten und kleinere Gebäudeerweiterungen angefügt und der Stall gegen Süden erweitert. Wohl im Zusammenhang mit einer Erbteilung ist der nördliche Hausteil durch Zumauern des Ganges in zwei Wohnungen unterteilt worden.

Das Gebäude wurde in den letzten Jahrzehnten nicht mehr bewohnt und nur noch als Abstellraum genutzt, so dass auch der bauliche Unterhalt ausblieb. Der Zustand der Grundkonstruktion des Gebäudes erwies sich allerdings noch als so gut, dass eine Restaurierung und Umnutzung mit einem verhältnismässigen Aufwand möglich war. Das Restaurierungskonzept wurde in enger Zusammenarbeit mit der Kantonalen Denkmalpflege entwickelt. Dank einer sorgfältigen Pla-

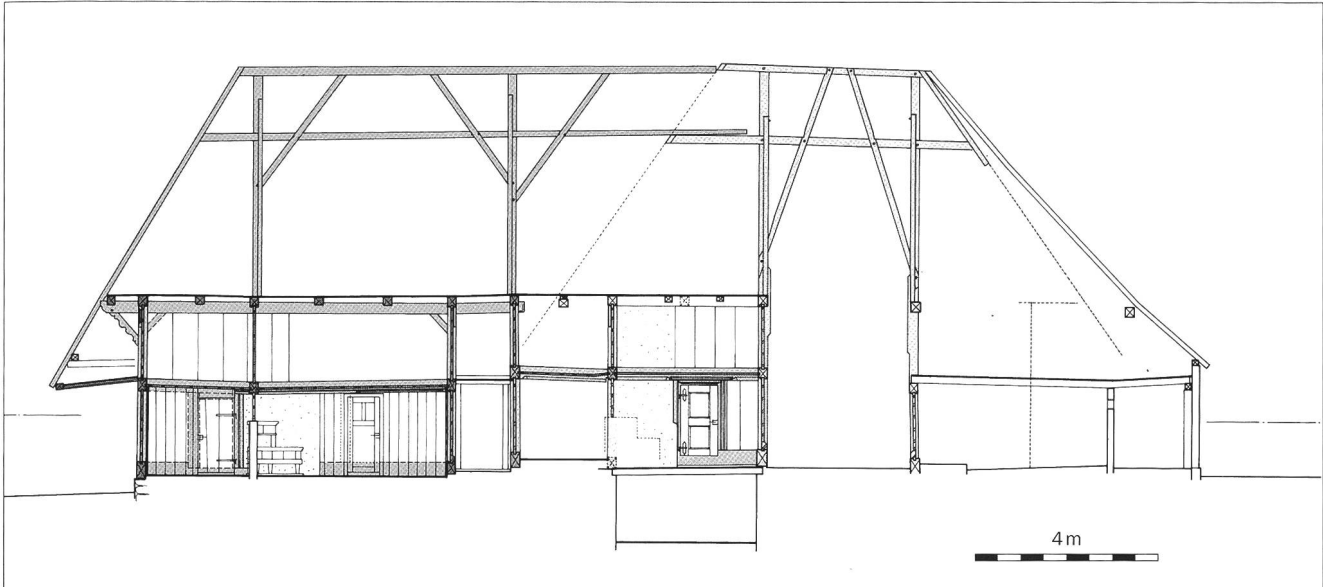


Abb. 1 Hersiwil, Näjerehuus, Längsschnitt. Schraffiert die beiden hauptsächlichsten Bauphasen von 1645/50 (hellgrau) und 1786/87 (dunkelgrau). Zeichnung von U. Bertschinger, Biel, 1999.



Abb. 2 Ansicht von Nordwesten, nach der Restaurierung.



Abb. 3 Ansicht von Südwesten, nach der Restaurierung.



Abb. 4 Ansicht des restaurierten Wohnteils.



Abb. 5 Blick in die Stube nach der Restaurierung.

nung ist es gelungen, die Struktur des Gebäudes, die alte Bausubstanz und die besondere Atmosphäre von Stuben, Küchen und Tenn bestmöglich zu schonen und doch eine zweckmässige und sinnvolle Nutzung mit zwei grosszügigen und attraktiven Wohnun-

gen sowie einem grossen, ausgebauten Dachraum mit der charakteristischen Hochstudkonstruktion für Anlässe und Veranstaltungen zu realisieren. Das Kleinbauernhaus stellt ein wertvolles Zeugnis der früheren, im äusseren Wasser-

amt sehr einfachen Lebensverhältnisse dar. Das «Näjerehuus» als ländliches Kulturgut konnte nur dank der Initiative, dem Engagement und auch viel Eigenleistung der Stiftung Pro Hersiwil erhalten werden.

Markus Schmid

Hofstetten, Haus Mariasteinstrasse 9

Das aus dem frühen 18. Jahrhundert stammende Doppelwohnhaus Mariasteinstrasse 7 und 9 mit den beidseitig zurückgesetzten Scheunen stellt ein typologisch interessantes Ensemble im Herzen von Hofstetten dar. Während der Nordteil in den Jahren 1981 und 1982 restauriert worden ist (vgl. Jahresbericht 1983), konnte nun auch das Äussere der südlichen Hauseinheit Mariasteinstrasse 9 überholt werden. Der Dachstuhl, die Natursteingewände und der Verputz waren in einem relativ schlechten Zustand und mussten saniert bzw. erneuert werden. Die im südseitigen Giebfeld angeordnete Sonnenuhr war ebenfalls stark abgewittert und kaum mehr lesbar. Sie ist nun neu berechnet und renoviert worden.

Markus Schmid



Hofstetten, Haus Mariasteinstrasse 9, Ansicht von Südwesten, nach der Restaurierung.

Luterbach, Diesel 1911

Auf dem Firmenareal der Scintilla AG in Luterbach stand ein altes Sulzer-Dieselaggregat aus dem Jahre 1911. Der 64 Tonnen schwere Motor wurde von der früheren Kammgarnspinnerei Derendingen in Ergänzung zu den bereits vorhandenen Wasserkraftwerken und zur Dampfmaschine in Betrieb genommen, um zusätzliche Energie produzieren zu können. Da das alte Maschinenhaus Mitte 1999 einer neuen Energiezentrale weichen sollte, stellte sich die Frage, ob der Motor verschrottet oder als markanter Zeuge der Geschichte der Energieproduktion und Industrialisierung gerettet wird und eine neue Bleibe findet.

Industrielle Kulturgüter

Unsere Vergangenheit zeigt sich nicht nur in aristokratischen, kirchlichen oder ländlichen Bauwerken wie etwa Schlössern, Kirchen oder alten Bauernhäusern. Der Kanton Solothurn hat sich in den letzten 150 Jahren zu einem ausgeprägten Industriekanton entwickelt, und industrielle Kulturgüter sind Zeitzeugen dieser wechselvollen Geschichte. Das Wasseramt war entlang der Emme ein Schwerpunkt früher Industrialisierung und wurde durch diese Entwicklung stark geprägt. Aus dem grossen Bestand an industriegeschichtlichen Zeugen können nur wenige, charakteristische und prägende Elemente der Nachwelt erhalten werden. Neben der Arbeitersiedlung «Elsässli» in Derendingen und dem alten Wasserkraftwerk Luter-

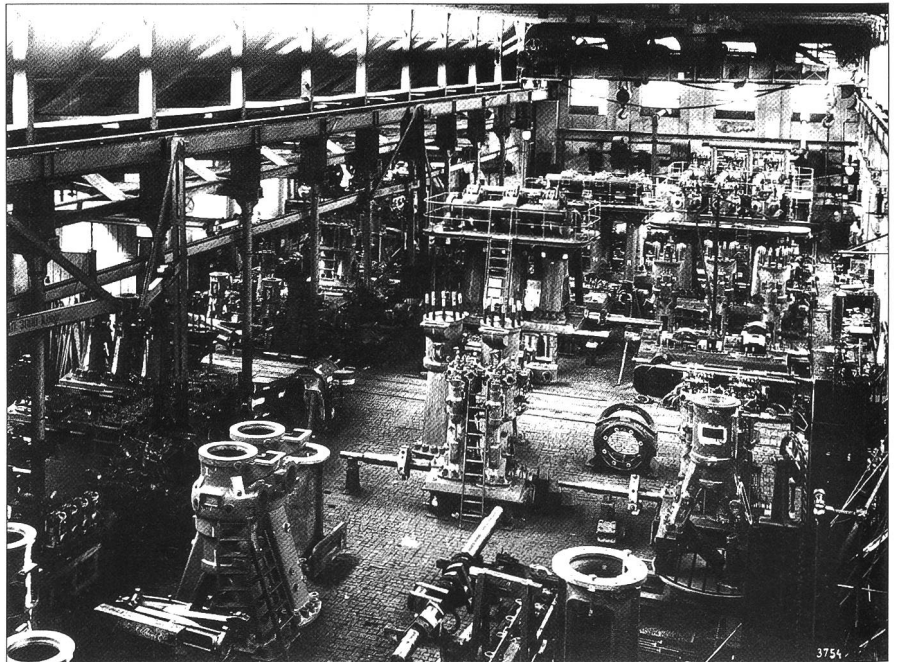


Abb. 1 Winterthur, Montagehalle der Firma Sulzer für Dieselmotoren, Fotografie um 1908. Hier wurde der Luterbacher Dieselmotor im Jahr 1911 hergestellt.

bach II ist das Dieselaggregat von 1911 eines dieser besonders schützenswerten Objekte. Der Dieselmotor ist ein industriegeschichtliches Denkmal von markanter Aussagekraft und stellt ein gewichtiges Stück Erinnerung an die wirtschaftlichen Verhältnisse im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert dar.

Entwicklung des Dieselmotors

Der Dieselmotor wurde in den Jahren 1892–97 von Rudolf Diesel (1858–1913) in Zusammenarbeit mit der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg entwickelt. Dieselmotoren sind Verbrennungskraftmaschinen mit einem hohen Wirkungsgrad. Sie wurden als ausserordentlich ökonomische Anlagen mit

guter Bedienbarkeit und grosser Zuverlässigkeit gepriesen. Rudolf Diesel hielt die Firma Gebrüder Sulzer in Winterthur über seine Motorenversuche auf dem Laufenden, hatte er doch vorher einige Zeit selber bei Sulzer gearbeitet. Sulzer erkannte früh, dass der Dieselmotor eine scharfe Konkurrenz zur Dampfmaschine darstellte und begann daher bereits 1896 mit eigenen Entwicklungsarbeiten. 1897 lief der erste Sulzer-Dieselmotor als Prototyp. In den darauffolgenden Jahren ging die Entwicklung rasant weiter.

Beim Motor in Luterbach aus dem Jahre 1911 handelt es sich noch um eine Anlage aus der Pionierzeit des Dieselbaus. Der verwendete Motorentyp «3D100» wurde in Winterthur ab 1904 produziert und über einige Jahre hergestellt (Abb. 1). Bei diesen frühen Dieselaggregaten sind die einzelnen Zylinder noch als separate Elemente sichtbar, bereits wenige Jahre später war dies nicht mehr der Fall. Der Luterbacher Dieselmotor gilt heute als industriegeschichtliche Rarität. Es dürfte sich um die älteste noch erhaltene Anlage dieser Art in der Schweiz handeln.

Kammgarnspinnerei Derendingen

Die Ansiedlung von Industrieanlagen am Unterlauf der Emme wurde durch die vorhandene Wasserkraft am Emmekanal, die damaligen Steuerverhältnisse im Kanton Solothurn, den Anschluss ans Eisenbahnnetz und das grosse Arbeiterpotential in der Region begünstigt. Während die Anfänge der von Roll in Gerlafingen in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückgehen, entstanden ab 1860 in kurzer Folge sich rasch entwickelnde Industriebetriebe: Baumwollspinnerei Emmenhof in Derendingen 1864, Papierfabrik Biberist 1865, Zementfabrik Wilihof in Luterbach 1871, Kammgarnspinnerei Derendingen 1872 und Cellulose Attisholz 1882. Die 1872 gegründete Kammgarnspinnerei Derendingen

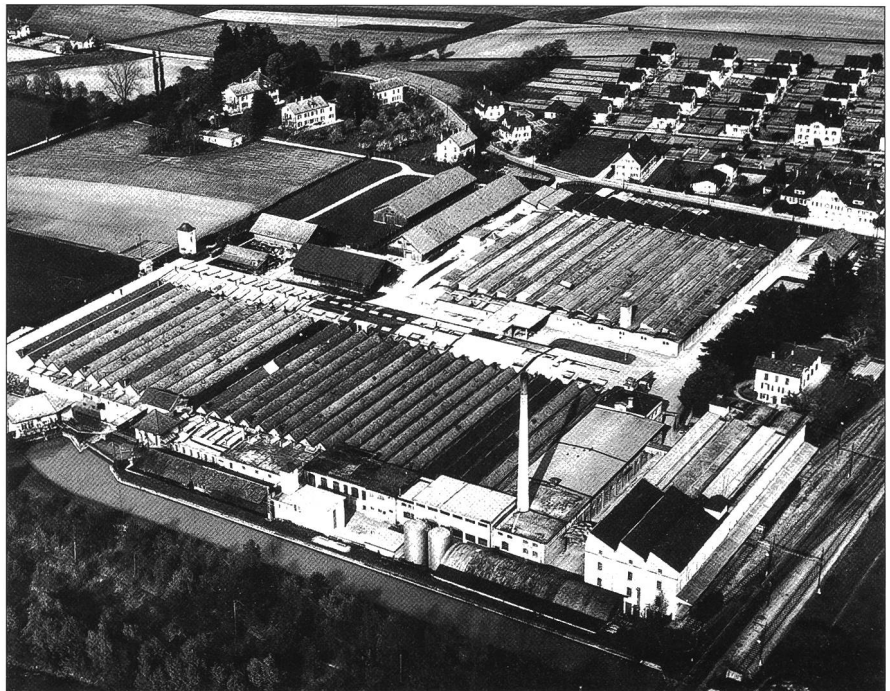


Abb. 2 Derendingen, ehem. Kammgarnspinnerei, Luftaufnahme um 1920/27. Am unteren Bildrand ist der Emmekanal erkennbar, der links das Wasserkraftwerk speist. Oberhalb des Kanals ungefähr in der Bildmitte der ehemalige Standort des Dieselmotors. Die eigentlichen Fabrikationsgebäude teilen sich auf in die Shedhallen der Spinnerei (unten) und der Weberei (oben). Am rechten Bildrand die ehemalige Direktorenvilla, rechts oben die Arbeitersiedlung «Elsässli».

nahm 1874 den Betrieb auf (Abb. 2). 1907 folgte die Fusion mit der Kammgarnspinnerei Schaffhausen zu den Vereinigten Kammgarnspinnereien Schaffhausen & Derendingen. Parallel zum Anstieg der Produktion nahm der Energiebedarf rapid zu. In Ergänzung zur Dampfkraft und zu den Wasserkraftwerken am Emmekanal wurde 1911 bei Sulzer ein Dieselaggregat bestellt, um unabhängiger von der je nach Wasserstand schwankenden Wasserkraft zu werden und die Spitzen des Energiebedarfs abzudecken. Die Inbetriebsetzung erfolgte am 28. Februar 1912 (Abb. 3). Der aus 3 Zylindern mit den Nummern 1447, 1448 und 1449 bestehende

Viertakt-Dieselmotor Typ «3D100» der Gebrüder Sulzer Winterthur mit insgesamt 300 PS Leistung und 167 Umdrehungen pro Minute trieb ursprünglich die Transmissionswellen und Riemen an, welche die Webstühle und Spindeln mechanisch in Betrieb setzten. Wohl in den 1920er Jahren erfolgte die Elektrifizierung, wobei der Dieselmotor mit einem Generator zum Stromerzeuger wurde. Das damalige Prunkstück der Energieversorgung wurde aber offenbar nicht sehr intensiv eingesetzt, weist der Motor doch nur wenig Abnutzungserscheinungen auf und befindet sich in einem erstaunlich guten Zustand. Der Dieselmotor galt als Augapfel der damaligen

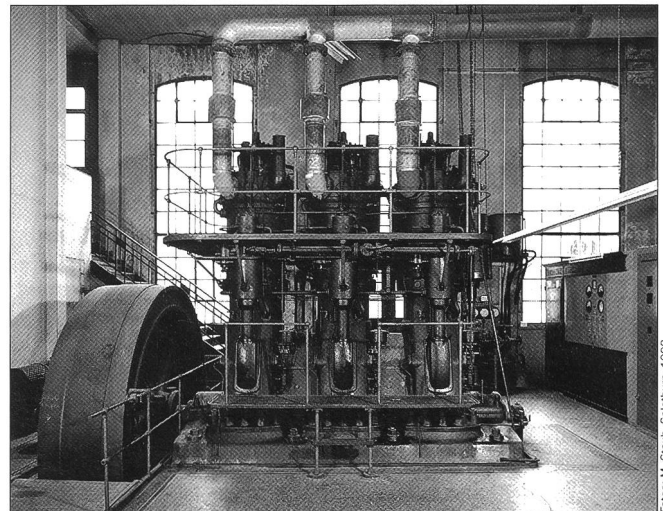
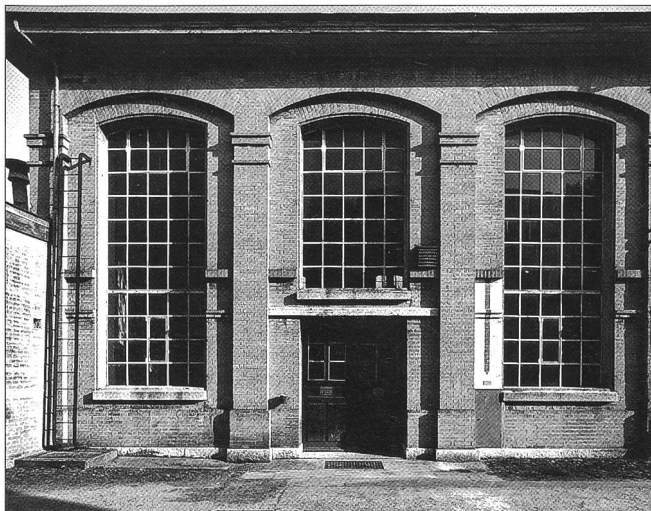


Abb. 3 Derendingen, ehem. Kammgarnspinnerei, ursprünglicher Aufstellungsort des Dieselmotors. Ansicht von Südfassade und Innenraum.

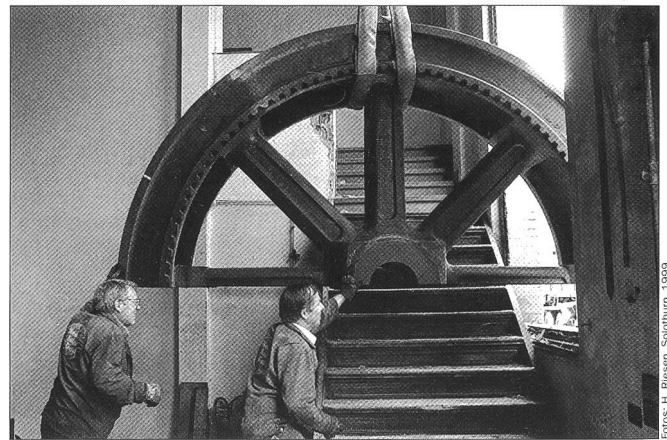
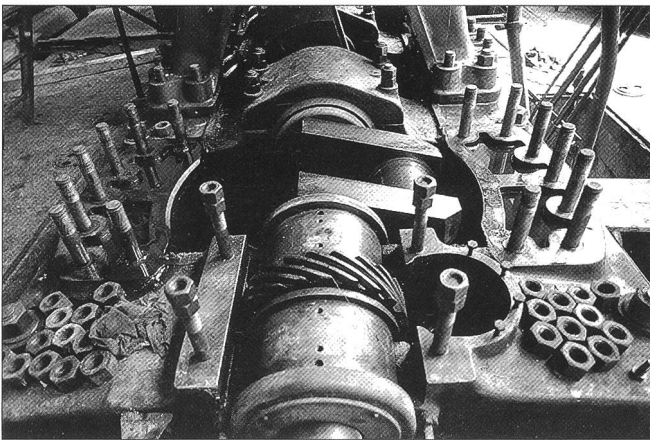


Abb. 4 Impressionen während des Abbaus des Dieselmotors durch ehemalige Monteure der Firma Wärtsilä NSD in Winterthur.

Direktion und wurde noch bis in die 1960er Jahre in Betrieb gesetzt und unterhalten. Die letzte Bestellung von Ersatzteilen für den Motor erfolgte 1957, die letzte Reparatur 1962.

Rettung

Bis 1999 blieb der Dieselmotor auf dem Areal der 1970 zur Schoeller Textil AG fusionierten Vereinigten Kammgarnspinnereien erhalten, da er niemandem im Wege war und die Entsorgung der 64 Tonnen Metall doch auch einiges gekostet hätte. Nach der 1987 erfolgten Betriebsaufgabe übernahm 1990 die zum Bosch-Konzern gehörende Scintilla AG das Fabrikareal, um in Etappen ihr neues Werk Derendingen/Luterbach zu erstellen. Die Sonderbauvorschriften für den Diesel auszubauen, zu erhalten und in geeigneter Form der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Im Sommer 1999 dann sollte der bisherige Standort des Diesels relativ kurzfristig für den Neubau der Energiezentrale der Scintilla AG geräumt werden.

Unter «normalen» Verhältnissen müsste hier nun vom Verlust eines zwar wertvollen, aber etwas speziellen Denkmals berichtet werden: Schwierige Finanzierung, raueres wirtschaftliches Umfeld, technische Probleme, Gefahr

von Beschädigungen, Trägerschaft und Initiative des Projektes, Fragen zur Betreuung und zum Betrieb – all dies führt oft zum Scheitern einer solchen Rettungsaktion und zum Abbruch des Kulturobjektes, da niemand ein Risiko eingehen will. In diesem Fall aber ist es dank viel Engagement, Verständnis, Unternehmergeist und Glück anders gekommen.

Die Einwohnergemeinde Luterbach bot sich in uneigennütziger Weise an, das Diesellagerat zu übernehmen und dafür eine geeignete Lösung zu suchen. Die Firma Hydroelectra AG war spontan bereit, neben ihrem Wasserkraftwerk Luterbach II zwischen der Strasse Luterbach–Zuchwil und der Eisenbahnlinie das für eine Schutzhalle nötige Land unentgeltlich zur Verfügung zu stellen.

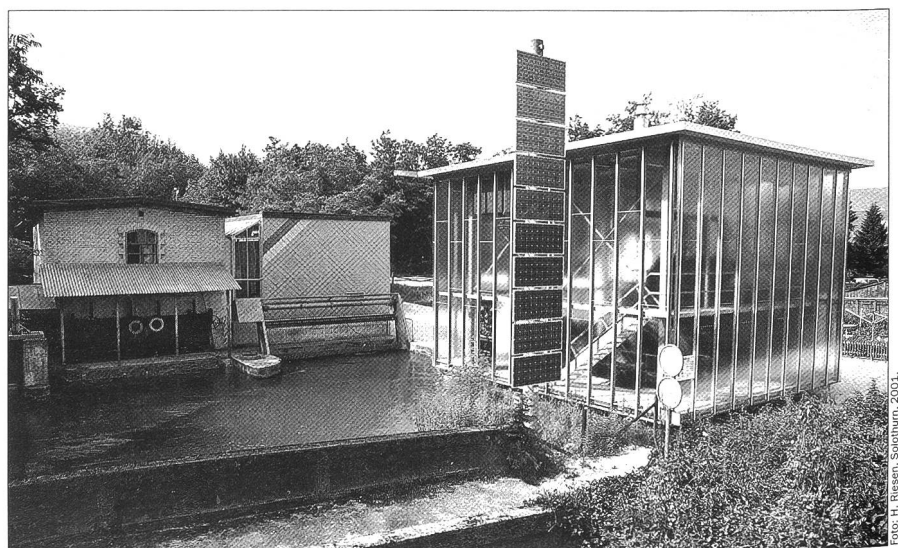


Abb. 5 Der Dieselmotor am neuen Standort in Luterbach neben dem Wasserkraftwerk von 1887/88.

In der Firma Diggelmann und Partner fanden wir ein Ingenieurbüro, das bereit war, nicht nur die technische, sondern auch finanzielle und organisatorische Verantwortung zu übernehmen. Ehemalige Monteure der Firma Wärtsilä NSD in Winterthur, der Nachfolgefirma des Bereichs Diesel von Sulzer, demontierten den Motor sorgfältig, überholten ihn fachgerecht und fügten ihn in der neuen Halle gemeinsam mit dem Betreiber des Wasserkraftwerkes auch wieder funktionstüchtig zusammen (Abb. 4). Das Architekturbüro Adhietty + Schnider entwarf ein pfiffiges Projekt für eine feingestaltete, halbtransparente Ausstellungshalle, und verschiedene Firmen, Institutionen und Personen halfen mit, das Projekt zu finanzieren.

Museum

Der neue Standort erweist sich als ideal: Zusammen mit dem alten Wasserkraftwerk von 1887/88 entstand am Emmekanal ein kleines industriegeschichtliches Museum; der innere Zusammenhang mit dem früheren Standort 1,2 Kilometer kanalaufwärts bleibt durch die Lage am Kanal und die frühere Zugehörigkeit des Kraftwerks zur Kammgarnspinnerei gewahrt; die Anlage ist in den Industriehpfad des Solothurner Heimatschutzes entlang dem Emmenkanal integriert und die Betreu-



Foto: H. Rieser, Solothurn, 2001

Abb. 6 Luterbach, Maschinenhalle «Diesel 1911», Ansicht von Norden.

ung der Anlage ist mit dem Anlagenwart des Wasserkraftwerkes in idealer Weise gewährleistet. In der Museumslandschaft des Kantons Solothurn ist ein neues Kleinod entstanden, das eine faszinierende Verbindung zwischen rückwärts schauen und in die Zukunft gehen aufzeigt (Abb. 5–7).

Der Dieselmotor wurde mit seinem ganzen «Innenleben» und samt Zubehör gezügel und wieder in betriebsbereiten Zustand mon-

tiert. Die Anlage funktionierte so, dass die durch die 3 Zylinder erzeugte Kraft auf die horizontal gelagerte Welle übertragen wurde, die das seitlich angeordnete Schwungrad in Betrieb setzte und über einen Transmissionsriemen vorerst direkt die Fabrik, später den Generator antrieb, der die Kraft in elektrischen Strom umwandelte. Der originale Generator war leider nicht mehr vorhanden. Aus dem Kraftwerk Luterbach I neben dem

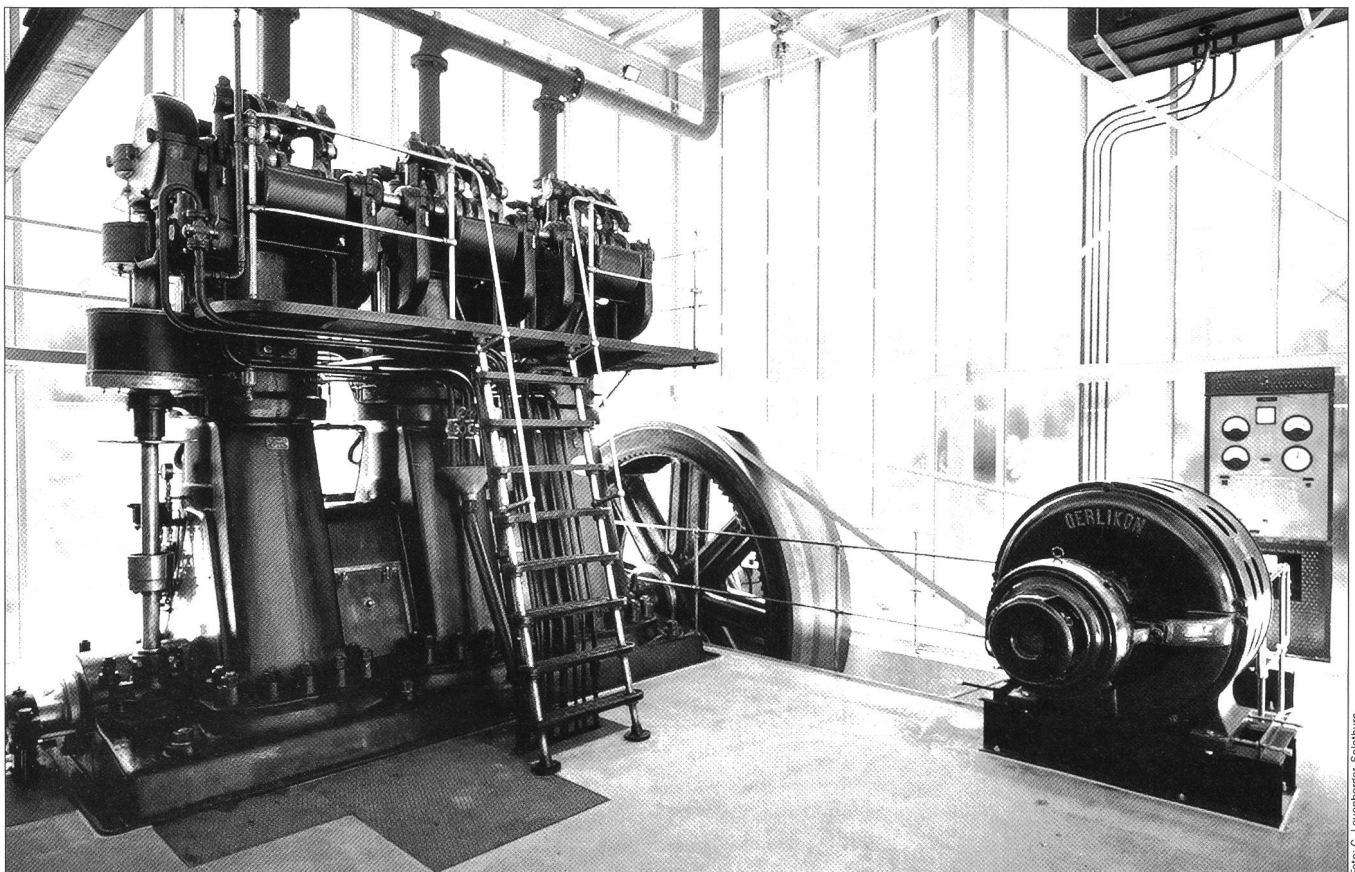


Foto: C. Leuenberger, Solothurn

Abb. 7 Innenansicht der neuen Maschinenhalle mit dem Nebeneinander von 3-Zylinder-Dieselmotor, seitlichem Schwungrad und Generator.

Werkareal der Scintilla konnte der jetzt aufgestellte Generator übernommen werden, da er wegen Erneuerung dieses Kraftwerkes nicht mehr gebraucht wurde. Vom alten Standort wurden nebst dem Diesellaggregat mit seinem Schwungrad der alte Dieseltank, 3 Druckflaschen, die früher zum Starten des Motors nötig waren, sowie ein Teil des alten Schalttableaus gezügelt. Im Museum wird der Dieselmotor mit Hilfe eines Elektromotors «rückwärts» in Betrieb gesetzt. Ob er einmal wieder «richtig» mit Diesel läuft, wird die Zukunft zeigen.

Die neue Maschinenhalle wurde bewusst als transparente, moderne Hülle um den alten, kräftigen Motor gestaltet. So wird der Diesel auch von aussen erlebbar. Die ganze Anlage stellt eine gelungene Verbindung von Alt und Neu dar, wie dies bereits beim alten und neuen Teil des Wasserkraftwerks der Fall war. Neben der neuen Maschinenhalle hat die AEK ein Sonnensegel zur Erzeugung von Strom aus dem Sonnenlicht aufgestellt, um auch bezüglich Energieproduktion den Bogen von der Vergangenheit in die Zukunft zu schliessen.

Markus Schmid

Das Projekt konnte nur dank folgenden Firmen, Institutionen und Personen realisiert werden: Einwohnergemeinde Luterbach mit Arbeitsgruppe unter der Leitung von Peter Tschanz; Scintilla AG, Zuchwil/Luterbach; Hydroelectra AG, Heerbrugg; Kanton Solothurn; Bundesamt für Kultur; Schweizerische Stiftung Pro Patria; Solothurner Heimatschutz; Hans Peter Zuber, Luterbach; Adihetty + Schnider, Architekten ETH SIA, Solothurn; Diggelmann + Partner, Bauingenieure SIA/USIC, Bern; Hans Mändli, Janez Bizjak und Bernhard Benz, Winterthur; Lüthi Gebäudehüllen AG, Zuchwil; Baloise Bank SOBA; AEK und viele andere.
Führungen auf Voranmeldung: Hans Zuber, Luterbach, Tel. 032 682 38 40

Matzendorf, Pfarrkirche St. Pankratius, Innenrestaurierung

Die Pfarrkirche St. Pankratius liegt markant auf der Hügelkuppe zwischen Matzendorf und Aedermannsdorf. Es handelt sich um eine spätgotische Anlage von 1520 mit eingezogenem Polygonalchor und seitlichem Käsibissenturm, der wohl älter als die Kirche ist. In den Jahren 1780/81 wurde das Kirchenschiff um eine Fensterachse nach Westen verlängert (die Jahrzahl 1781 befindet sich über dem Westeingang), und im 19. Jahrhundert erfolgten verschiedene Veränderungen und Neuausstattungen.

Als einschneidend erwies sich die Renovation der Jahre 1951/52. Um einen dem damaligen Zeitgeschmack entsprechenden hellen und schlichten Kirchenraum zu erhalten, wurde die gesamte Ausstattung des 19. Jahrhunderts (Altäre, Kanzel, Beichtstühle, Stationsweg) entfernt, die bemalte Gipsdecke durch eine neue Holzdecke ersetzt, der spitzbogige Chorbogen rekonstruiert und das bis zu diesem Zeitpunkt hinter dem Hochaltar verdeckte und zugemauerte Ostfenster wieder geöffnet. Ausserdem wurde der alte Verputz im ganzen Kirchenraum bis auf das Mauerwerk abgeschlagen. Dabei kamen die Wandmalereien an der Nord- und Ostwand zum Vorschein, welche restauriert wurden und sichtbar blieben.

1992/93 erfolgte in einer ersten Etappe die Aussenrestaurierung des Gotteshauses. Die Innenrestaurierung von 1998/99 hatte vorab zum Ziel, den 1951/52 angebrachten, ungeeigneten Dispersionsfarbenanstrich durch eine atmungsfähige Farbschicht zu ersetzen, damit der Feuchtigkeitsaustausch im Mauerwerk wieder gewährleistet ist und Feuchtigkeitsschäden in Zukunft verhindert werden können. Dabei wurden die Gewände des Chorbogens und der Chorfenster begradigt, so dass die verschieden grossen Steinquader nun nicht mehr einzeln und auffällig in Erscheinung treten.



Matzendorf, Pfarrkirche St. Pankratius, Inneres nach der Restaurierung.

Ein zweites Restaurierungsziel betraf die Wandmalereien an der Nord- und Ostwand. Beide Malereien wiesen stark verschmutzte Oberflächen auf, und die Farbschicht löste sich teilweise vom Untergrund ab. Es musste deshalb eine Farbsicherung mit anschließender Trockenreinigung vorgenommen werden. Die aus der Zeit um 1600 stammende, etwas unbeholfen wirkende und 1951/52 stark ergänzte Malerei an der Nordwand zeigt vier Heiligenfiguren (Maria, Ursula und zwei nicht identifizierte Heilige), begleitet von feinem Rankenwerk und einer Stifterinschrift («[...] boner zu lauberstoff und Vrsula stravmeier sin elyche hussfravw [...]»). Obschon der Erhalt der Malerei nicht auf ein-

hellige Akzeptanz stiess, beschloss die Kirchgemeinde dennoch, sie als Teil der Geschichte des Gotteshauses sichtbar zu belassen. In weit besserem Zustand befand sich das Wandgemälde von 1544 an der südlichen Chorbogenwand. Sie stellt einen gemalten spätgotischen Altaraufsatz dar. Neben der Altararchitektur sind unten die Heiligen Urs, Maria Magdalena, Bischof Valentin und oben Urs mit Viktor als Bannerträger sowie Guerinus und Wendelin zu erkennen. Da die Malerei lange Zeit hinter dem ehemaligen Seitenaltar verdeckt war, war sie so gut konserviert, dass bei der letzten Restaurierung wiederum nur wenige Ergänzungen nötig waren.

Stefan Blank

Solothurn, Hauptgasse 29

1999/2000 wurden die beiden Liegenschaften Hauptgasse 29/31 vom 2. Obergeschoss an aufwärts um- und ausgebaut. Parallel zu den Bauarbeiten erfolgten bauhistorische Untersuchungen, welche sich auf die westliche Brandmauer des Hauses Nr. 29 sowie auf den Dachstuhl und die Balkenlagen konzentrierten.

Römische und mittelalterliche Baureste

Die westliche Brandmauer besteht bis ins 2. Obergeschoss hinauf aus der römischen Castrumsmauer, die ganz im Norden des Hausgrundrisses mit den Überresten eines Turms im Verband steht und hier ebenfalls als römisch identifiziert werden konnte. Die nach Süden abfallende Oberkante der Castrumsmauer liegt rund 6,5–7 Meter über dem Strassenniveau der Hauptgasse und widerspiegelt wahrscheinlich einen parallelen Verlauf zum natürlichen Terrain (Abb. 2). Auf die Castrumsmauer aufgesetzt, konnte ein stark brandgeschädigter mittelalterlicher Bau erfasst werden, dessen Ostfassade einen gezinnten Mauerabschluss aufwies (Abb. 3). Sein Mauerwerk bestand im unteren Drittel aus grob zurechtgehauenen, unregelmässig geschichteten Kalksteinquadern und darüber aus einem Mauerwerk mit einem Mantel aus zugesägten Tuffquadern (Abb. 4). Es handelt sich hier um den Rest eines grösseren mittelalterlichen Gebäudes, zu dem bereits 1987 in der Brandmauer zwischen den beiden Häusern Hauptgasse 25 und 27 Partien entdeckt, damals aber nicht als solche erkannt worden sind. Der im Grundriss ein Rechteck von 4×13 Metern (ca. 13×43 Schuh?) zeichnende Baukörper stösst im Norden stumpf an den älteren römischen Turm an, der seinerseits vor dem Hausbau aufgestockt worden ist. Der mittelalterliche Bau bestimmt noch heute die Grundrissausdehnung des Hauses Hauptgasse 27, das seinerseits den markanten Absatz zwischen den Häuserfluchten an der Pfistern- und Hauptgasse markiert (Abb. 5). Man darf annehmen, dass das Gebäude an dieser besonderen Stelle von Anfang an einem wichtigen Zweck diente oder einer bedeutenden Persönlichkeit gehörte. Der Zeitpunkt seiner Erbauung lässt sich zurzeit nicht exakt formulieren. Sicher ist nur, dass der Bau innerhalb des römischen Castrums stand. Bei einer vorsichtigen und mit Vorbehalten behafteten Datierung um 1200 ist es möglich, dass der Bau noch in die Zeitphase gehörte, als die mittelalterliche Stadt das römische Castrum noch nicht überschritten hatte. Gleichzeitig ist anzunehmen, dass die Errichtung der mittelalterlichen Stadtmauer und ihrer Türme



Abb. 1 Solothurn, Haus Hauptgasse 29 (in der Bildmitte). Das Haus enthält beachtliche mittelalterliche Bausubstanz, die man hinter der klassizistischen Fassade nicht vermutet.

und Tore im 13. Jahrhundert ein jahrzehntelanges Unternehmen war, bei dem das römische Castrum als befestigter Stadtteil noch weit über 1200 hinaus weiterbestanden hat.

Das Haus von 1422

Die Hauptstruktur des heutigen Hauses Nr. 29 entstand um 1422. Das spätmittelalterliche Haus wurde in den darauffolgenden Jahrhunderten bis in die Gegenwart hinein immer wieder umgebaut und vor allem in seiner äusseren Erscheinung etliche Male verändert. Die solide Grundkonstruktion, in diesem Fall die Balkenlagen über allen drei Geschossen und der Dachstuhl (Abb. 6), sind bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Die Datierung dieser Bauteile war mit Hilfe dendrochronologisch untersuchter Holzproben, die anlässlich der Umbauarbeiten entnommen worden waren, zu emieren. Der Dachstuhl gehört zu einer Gruppe ähnlicher, ebenfalls dendrodatierter Konstruktionen, wie sie in Solothurn schon in den Häusern Hauptgasse 48 (nach 1484), Klosterplatz 7 (1503) oder Schaalgasse 14 (nach 1531) beobachtet wurden.

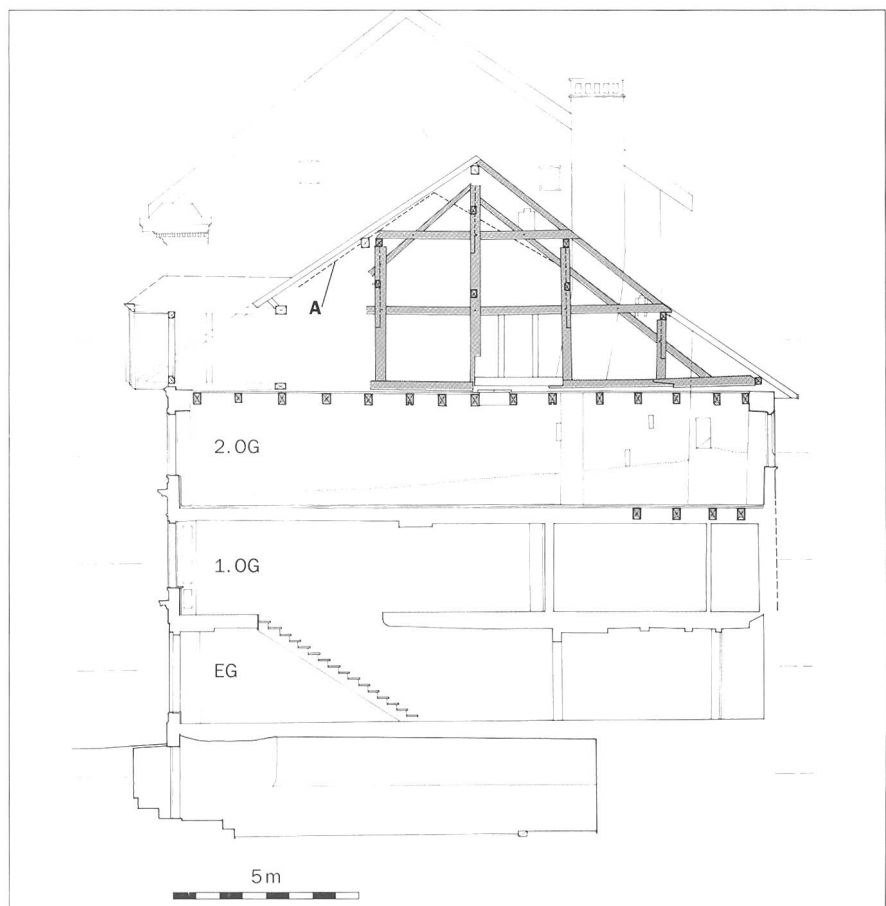


Abb. 2 Querschnitt durch das Haus Hauptgasse 29, Blick nach Westen. Zeichnung: M. Hochstrasser. Grau eingefärbte Bauteile von 1422. A = ältere Dachlinie zum Nachbarhaus Hauptgasse 27.

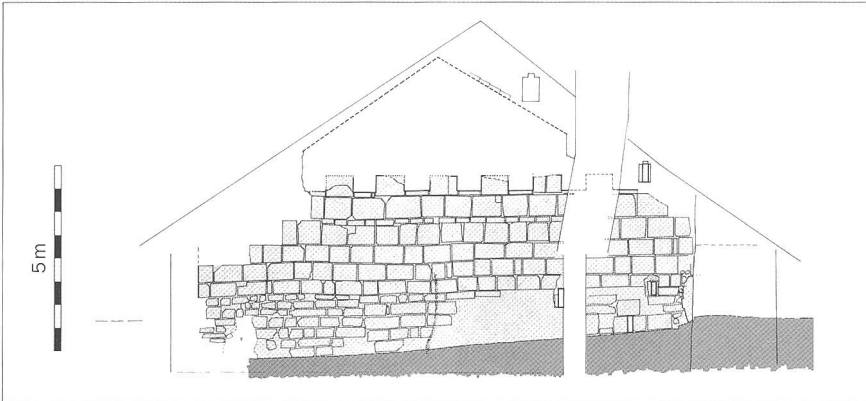


Abb. 3 Ansicht Brandmauer West im 2.OG und Dachbereich. Zeichnung: M. Hochstrasser. Dunkelgrau = römische Castrumsmauer und Turm. Hellgrau = Ostfassade eines mittelalterlichen Hauses, das am Platz der heutigen Liegenschaft Hauptgasse 27 um 1200 (?) errichtet wurde.



Abb. 4 Brandmauer West, 2. OG, Ausschnitt mit stark brandgeschädigter mittelalterlicher Mauer.

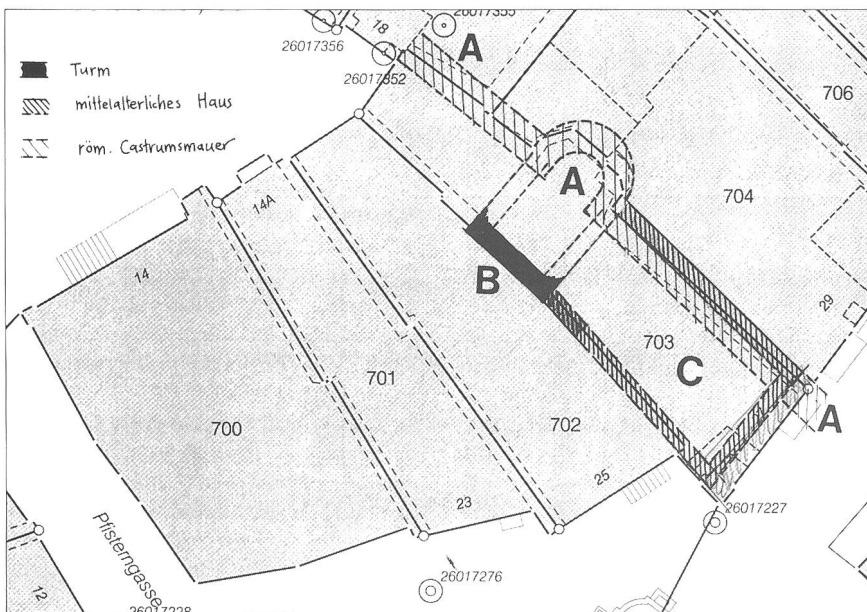


Abb. 5 Situationsplan mit den Häusern Hauptgasse 25–31. **A** = die Reste der römischen Castrumsmauer und des dazugehörigen Turms; **B** = mittelalterlicher Turm; **C** = Lage und Ausdehnung des mittelalterlichen Hauses, von dem Reste in den beiden Liegenschaften Hauptgasse 25 und Hauptgasse 29 beobachtet wurden.



Abb. 6 Dachstuhl von 1422, Blick von Südosten an die Binderkonstruktion, vor dem Ausbau des Dachraums 1999.

Besitzergeschichte

Die Eigentümer lassen sich nahezu lückenlos bis ins frühe 16. Jahrhundert zurückverfolgen. 1511 gehörte das Haus dem Seckelmeister Benedikt Frey. Kurze Zeit später wurde Urs zum Krebs aus Biel, genannt Kesseler, Eigentümer. Er verkaufte es 1543 an seinen Schwiegersohn Niklaus Degenschner. Fast zweihundert Jahre lang, bis ins frühe 18. Jahrhundert, blieben dann Vertreter dieser alten Patrizierfamilie Besitzer. Dann erwarb es 1731 der Arzt Urs Joseph Pfluger. Im späteren 18. Jahrhundert befand sich hier die Dürholz'sche Apotheke, die aber nach wenigen Jahrzehnten ins östliche Nachbarhaus verlegt wurde. Zwischen 1816 und 1826 gehörte das Haus Urs Joseph Dürholz, einem Chorherr am St.-Ursen-Stift. In der Folge betrieb hier Krämer Joseph Probst einen Negotiantenladen, der bis ins späte 19. Jahrhundert hinein existierte und zuletzt Fräulein Nanette Schmidlin gehörte. 1871 kaufte Albert Pfähler das neben seiner stadtbekanntem Schlangenapotheke liegende Haus. Durch verschiedene Türöffnungen verband er die beiden Liegenschaften untereinander. Beide Häuser blieben nahezu hundert Jahre lang im Besitz der Familie Pfähler. 1967 erfolgte der Kauf durch das Modehaus Sperisen AG. Eine Generation später, 1995, erwarb die heutige Eigentümerin, die Jubiläumstiftung Loeb AG aus Bern, beide Häuser.

Markus Hochstrasser

Summarischer Quellennachweis

Protokoll des Stadtgerichts 1504–1515 (alt Kopienbuch 1504–1515, Bd. 7), S. 484ff.; Kopienbuch 1543 (alt Bd. 26), S. 255–261; GP (Gerichtsprotokolle) 1617–1628, S. 61–62; IT (Inventare und Teilungen) 1705–1810, Bd. 23, Nr. 1; GP 1731–1732, Bd. 9, S. 263–265; Beisitzerprotokolle II, 2; GP 1793–1798, Bd. 30, Nr. 3; IT 1803–1823, Bd. 71, Nr. 11; Fertigungen 1803–1828, I, 304, 404; Hypotheken- und Grundbücher im StASO und auf dem Grundbuchamt Solothurn.

Solothurn, Reliquien in der St.-Ursen-Kirche

In der St.-Ursen-Kirche befindet sich oberhalb der südlich des Chores gelegenen oberen Sakristei ein Abstellraum, in dem zahlreiche Reliquien und nicht mehr benötigte sakrale Gegenstände aufbewahrt werden. Da der Raum unbeheizt ist und ein feuchtes Klima aufweist, ist das seit Jahren eingelagerte Material mehrheitlich in einem schlechten Zustand. Angesichts der Gefährdung dieses Kulturgutes gab die Kantonale Denkmalpflege in einem ersten Schritt ein Inventar in Auftrag, das Aufschluss über den Bestand und den Wert der unsorgfältig deponierten Gegenstände geben sollte. Das jetzt vorliegende Inventar bildet die Grundlage für die Pla-

nung des weiteren Vorgehens, das die sachgerechte Aufbewahrung und somit die Erhaltung des Materials zum Ziel hat.

Der Bestand umfasst einerseits sakrale Gegenstände, für die im Laufe der Jahre keine Verwendung mehr gefunden wurde. Es handelt sich um Mobiliar, Messgeschirr, Ampeln, Kanontafeln, Reliquiare, Prozessionsfahnen, Zierteile, Altarschmuck, Gemälde sowie die Reste einer Marianischen Männerkongregation. Ein zweiter und historisch bedeutender Komplex bilden verschiedene Holzkisten, in denen eine grössere Anzahl Reliquien aufbewahrt werden. Die einfachen, ursprünglich versiegelten Holzkisten sind mit Knochen-

und Schädelmotiven bemalt und teilweise datiert. Dem Inhalt beigegebene Schriftstücke, sogenannte Authentiken, weisen die Knochen als Reliquien der heiligen Thebäer aus. Es ist wohl in erster Linie der Fundort bei der Kapelle St. Peter und bei der alten St.-Ursen-Kirche, der die Knochen in Verbindung mit der Thebäerlegende brachte und somit ins Licht der Heiligenverehrung rückte. Die Reliquien zeugen somit von der zentralen Rolle, die das Reliquienwesen in der christlichen Religion jahrhundertlang spielte und bilden einen für Solothurn beeindruckenden Komplex von beträchtlichem lokal-historischem und religiösem Wert.

Stefan Blank



Abb. 1 Solothurn, St.-Ursen-Kirche, Blick in den Abstellraum über der oberen Sakristei.



Abb. 2 Reliquienkiste von 1608, gefüllt mit menschlichen Knochen und Authentiken.

Solothurn, Schmiedengasse 1 und 5

Beobachtungen zum römischen Castrum in den beiden Kellern

In der Vorbereitungsphase von geplanten Umbauarbeiten in den beiden Liegenschaften Schmiedengasse 1 und 5 sind die Kellerräume bauhistorisch analysiert worden. Die dabei angestellten Beobachtungen führten zur Entdeckung wichtiger Teile des römischen Castrums, und die anschliessenden archivalischen Forschungen lieferten die Datierung der beiden Gewölbekeller.

Schmiedengasse 1 (Zetterhaus)

Der grosse gewölbte Keller (Abb. 1), der die ganze Grundrissfläche des Hauses einnimmt, ist 1682 datiert. Er entstand anlässlich eines Hausneubaus, den der damalige Spitalarzt Johann Caspar Brunner 1681/82 ausführen liess. Schon das ältere Haus an dieser Stelle besass einen Keller. Im Süden ist davon eine Wandpartie erhalten, die einen etwas anderen

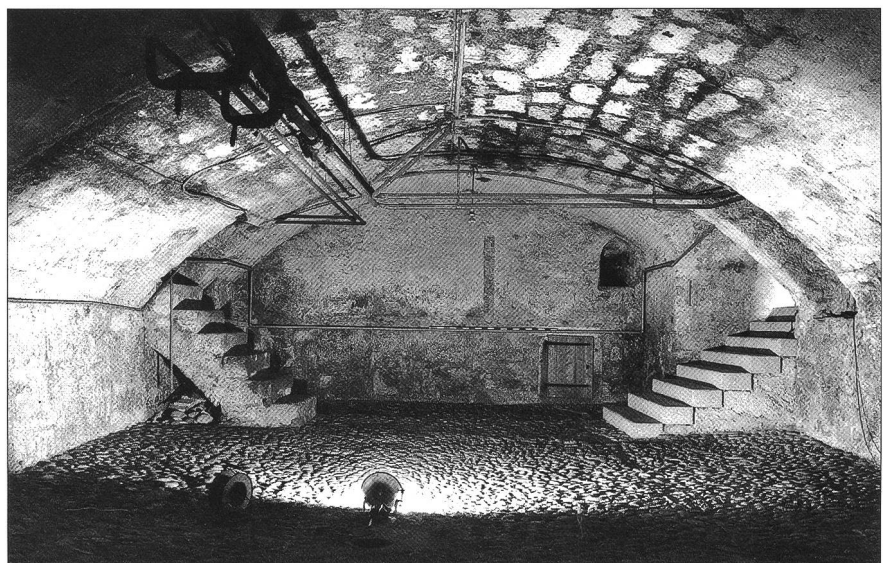


Abb. 1 Solothurn, Schmiedengasse 1, 1682 datierter Gewölbekeller, Blick nach Norden an die verputzte Castrumsmauer. Zustand vor der Renovation 2000.



Abb. 2 Signatur BGS und Baujahr 1682, im Verputz der Nordwand, Fundzustand.

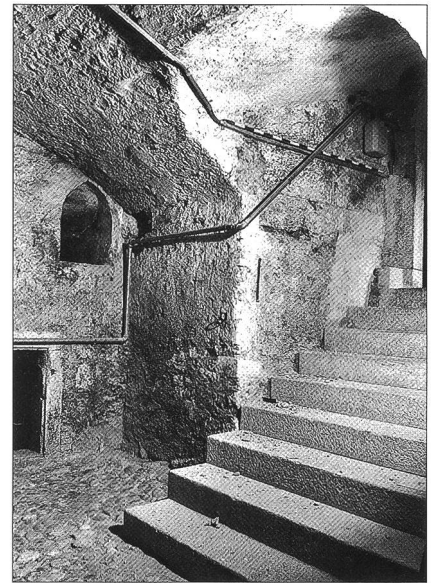


Abb. 3 Blick in die Nordostecke. Der Mauerklötz links der Kellertreppe ist der Überrest eines zum römischen Castrum gehörenden Turms.

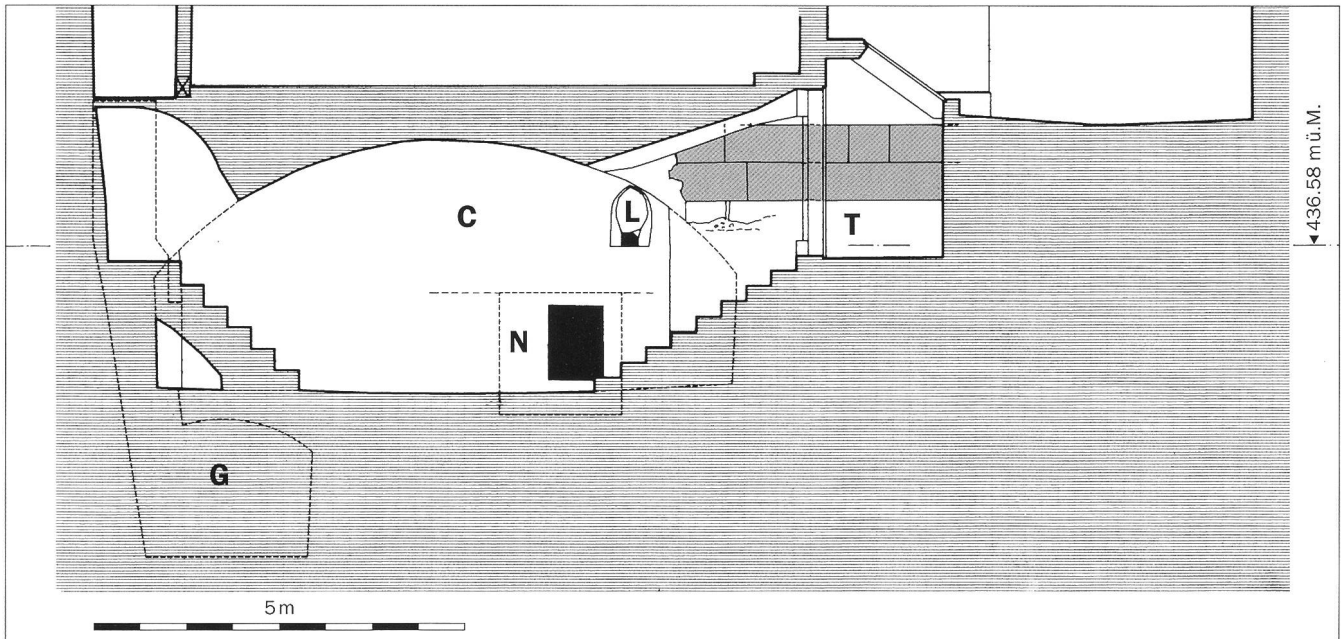


Abb. 4 Querschnitt durch den Keller Schmiedengasse 1. Grau gerastert = Südfront des römischen Turms, Kalksteinquader mit glatter, verwitterter Oberfläche. Buchstaben G, C, N, L, T, vgl. Abb. 10. Aufnahme und Zeichnung: H. U. Läng.

Fluchtverlauf nimmt als die darüber stehende Fassadenmauer. Das aus Kalksteinquadern gefügte Kellergewölbe weist in der nördlichen Hälfte eine Naht auf, die sich durch einen unregelmässigen Versatz der Quaderfugen deutlich abzeichnet. Sowohl das Steinmaterial als auch der verwendete Mauermörtel sind sich aber so ähnlich, dass hier an eine Baunaht und nicht an eine Baualtersgrenze zu denken ist. Im Norden stösst das Gewölbe direkt an die römische Castrumsmauer an. Sie ist hier mit einem dick aufgetragenen Kalkverputz überzogen. In den noch weichen Mörtel wurden zwei Handabdrücke geklatscht, die von einem stilisier-

ten Gesicht und der Signatur BGS begleitet sind. Rechts davon findet sich auch das Bau datum des Kellers, 1682, eingezeichnet (Abb. 2). In der Nordostecke ragt ein eckiger Mauerklötz in den Kellerraum (Abb. 3) vor. Seine Südflucht korrespondiert mit dem vorstehenden Gebäudeteil an der Ostfassade des Hauses. Dieser Mauerklötz gehörte einst zum nördlichen Nachbarhaus Schmiedengasse 5; er wurde erst 1685 vom Eigentümer des hier besprochenen Hauses aufgekauft und in dieses integriert. Die genaue Untersuchung des Mauerklötzes hat ergeben, dass er im Kellerbereich zur Hauptsache römischen Ursprungs ist: Es handelt sich um die Überreste

eines römischen Turms. Allerdings wurde er, wie auch die Castrumsmauer, beim Kellerbau von 1682, als das Bodenniveau tiefer gelegt wurde, unterfangen und zum Teil abgearbeitet. Zum römischen Bestand gehören in der nördlichen Leibung des Kellerabgangs zwei Lagen von glatt bearbeiteten und verwitterten Kalksteinquadern (Abb. 4). Der ursprünglich vorstehende Sockel darunter ist beim Bau des Kellers abgespitzt und zugeputzt worden. Eine Sondierung, vorgenommen nahe der Castrumsmauer in der Westwand des Mauerklötzes, knapp unter dem Kellergewölbeansatz, hat die dort erwartete Quaderfront in einer Tiefe von 36 Zentimetern zutage gefördert.



Abb. 5 Die unterste Steinlage der römischen Castrumsmauer, Untersicht (!). Im Bereich der Wandnische in der Unterfangung an der Nordwand dient sie seit 1682 als Decke.



Abb. 6a Solothurn, Schriedengasse 5, 1842 erneuerter Gewölbekeller, Blick nach Süden. Bei den steinsichtigen Partien handelt es sich um Mauerwerk der römischen Castrumsmauer (rechts) und einem dazugehörigen Turm (links).

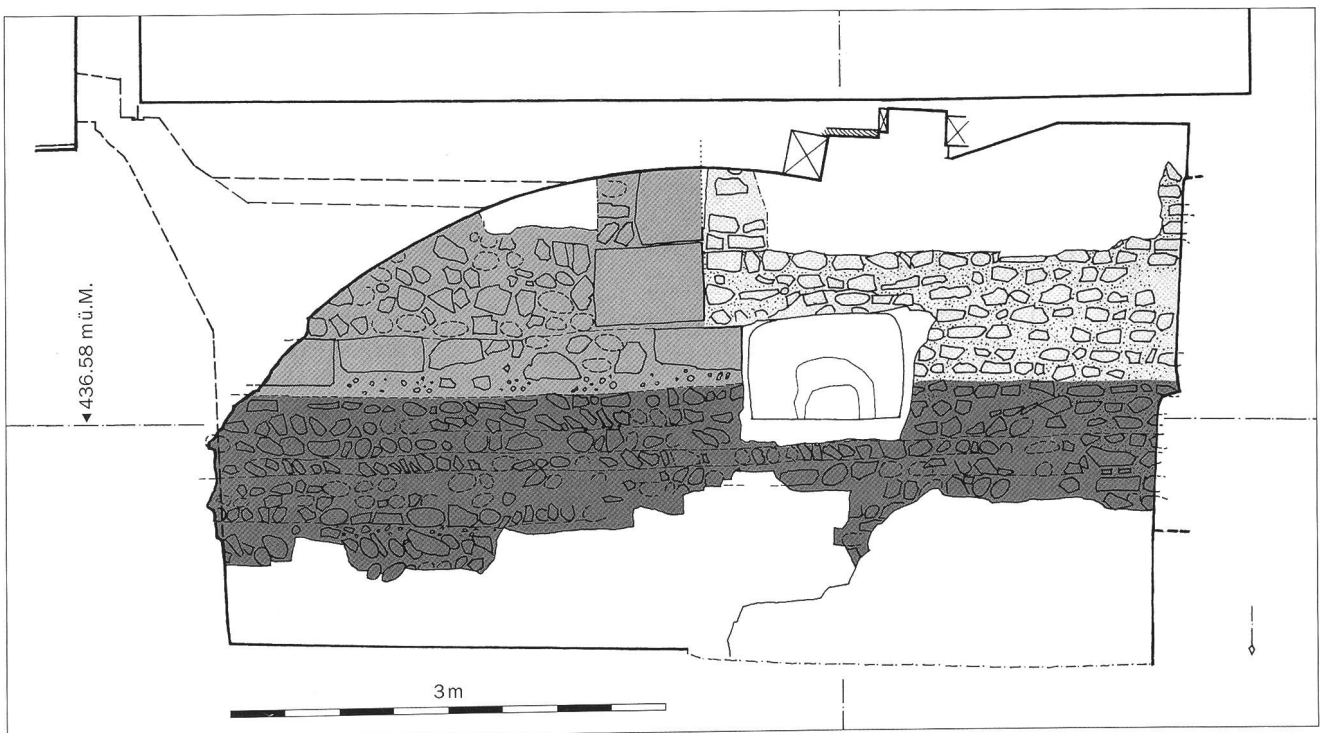


Abb. 6b Steingerechte Planaufnahme der Südwand mit römischen Mauerresten. Aufnahme und Zeichnung: H. U. Läng / M. Hochstrasser. Dunkelgrau = Fundamentbereich, mittelgrau = Turm, hellgrau = Castrumsmauer.

Sie verläuft schräg zur Mauerklotz-Westfront und bildet mit den auf der gleichen Höhe liegenden Quadern in der nördlichen Leibung des Kellerabgangs einen rechten Winkel. In die Unterfangung der Castrumsmauer integriert sitzt – bodeneben – eine grössere Nische, die mit einer Tür verschliessbar war. Die Decke dieser Nische wird von der untersten Kiesellage des Castrumsmauerfundamentes gebildet (Abb. 5).

Schriedengasse 5 (ehemaliges Restaurant «Blume»)

Im Keller dieser Liegenschaft erfolgten aufwändige Freilegearbeiten an der Südwand. In der Wandansicht zeichnen sich hier, höhenmässig absolut in Übereinstimmung mit den Befunden im Haus Schriedengasse 1, Sockel und Quaderfront eines römischen Turms ab (Abb. 6). Im Fundamentbereich ist das Mauerwerk von Turm und Castrums-

mauer im Verband durchgemauert, in den aufgehenden Partien stösst die Castrumsmauer stumpf an den Turm an. Die einstige Ausdehnung des Turms geht aus dem Befund in der Kellerostwand hervor. Hier treten Fundament und aufgehendes Mauerwerk auf einer Länge von rund 2 Metern in Erscheinung (Abb. 7). In der Südostecke des Kellers existierte also einst ein ähnlicher Mauerklotz wie im benachbarten Keller, nur ist er hier

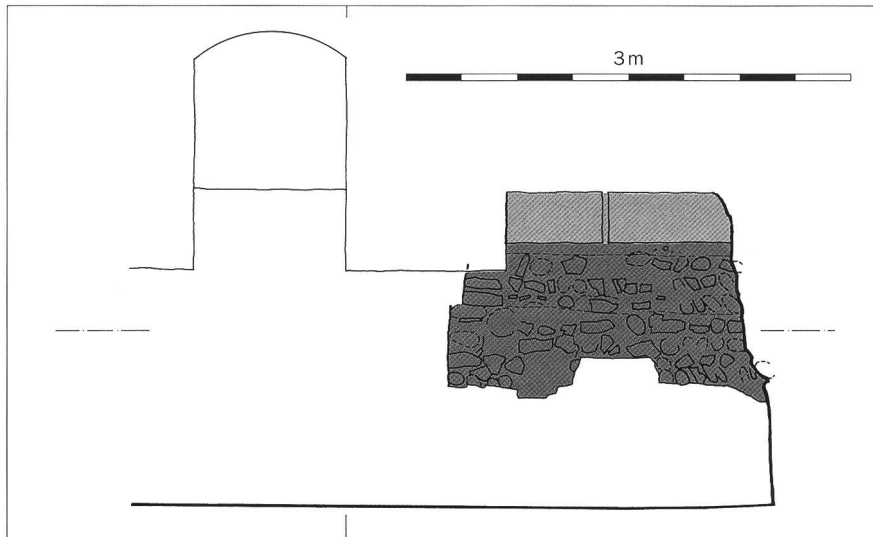


Abb. 7 Steingerechte Planaufnahme der Ostwand mit römischen Mauerresten. Aufnahme und Zeichnung: H. U. Läng/M. Hochstrasser. Dunkelgrau = Fundamentbereich, hellgrau = Turm.

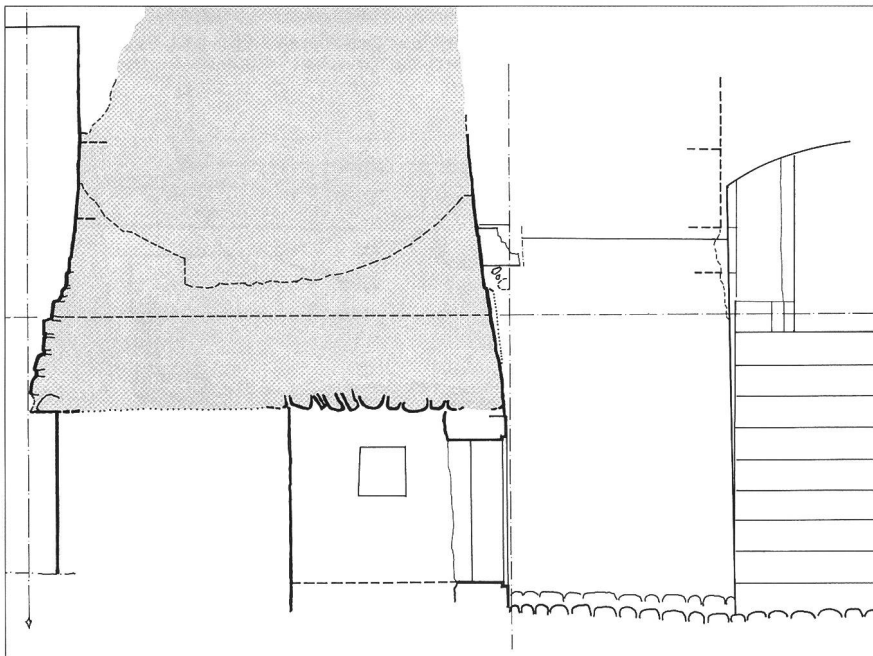


Abb. 8 Querschnitt durch die Castrumsmauer, links der Keller zum Haus Schmiedengasse 5, rechts derjenige zum Haus Schmiedengasse 1. Die dick gestrichelten horizontalen Linien entsprechen den Quaderfugen des römischen Turms. Zeichnung: M. Hochstrasser.



Abb. 9 Holzruten im Fundamentmauerwerk des römischen Turms. Reste eines Baugespanns?

nachträglich – vermutlich 1842 beim Einbau des heutigen Kellergewölbes – weggebrochen worden. Die Befunde lassen Rückschlüsse zu den Dimensionen des einstigen Turms zu. Seine Ausdehnung Nord-Süd mass rund 6 Meter. Die Castrumsmauer ist nur ganz im Westen, nahe der Südwestecke des Kellers, knapp vor dem stumpf anstossenden Fundament der mittelalterlichen Stadtmauer, ungestört erhalten geblieben. Dank eines unweit davon vorhandenen Lüftungsschachtes, der in den Keller des Nachbarhauses führt, konnte der Mauerquerschnitt exakt aufgenommen werden. Die Castrumsmauer weist in der untersten Fundamentlage eine Stärke von 3,4 Metern auf, nach einem abgestuften Vorfundament ist sie noch 2,8 Meter stark, und auf etwa 2 Metern Höhe misst sie immer noch 2,4 Meter (Abb. 8). Die Fundament-Unterkante liegt bei 435,98 m ü. M., das heisst rund 2,6 Meter unter dem Gassenniveau der Schmiedengasse. Der Turm ist zwei Steinlagen tiefer fundiert. Die unterste Lage besteht wie bei der Castrumsmauer aus schräg gestellten Bollensteinen, die sorgfältig in die zuvor ausgehobene und ausgeebene Baugrube verlegt wurden. Die Unterkante liegt bei 435,58 m ü. M.

Rätselhafte Ruten

Im Bereich des Turmfundamentes sind über der siebenten Steinlage, eingedrückt in den noch weichen Mörtelguss, drei nebeneinander liegende 2–2,5 Zentimeter starke Ruten festzustellen (Abb. 9). Sie liegen in nord-südlicher Richtung im Mauerwerk. Die Funktion dieser Ruten ist ungeklärt. Es könnte sich um ein Baugespann handeln, mit dem die Umrisse des Turms in einem frühen Baustadium vorgezeichnet wurden.

Zur Beschaffenheit des Castrumturms

Schon beim Verlegen der untersten Steinlagen zum Fundament der Castrumsmauer wurde der Turm in groben Zügen als aus der Wehrmauer vorspringendes und tiefer fundiertes Element berücksichtigt. Nachdem das Fundament eine Höhe von 1,2 Metern erreicht hatte, setzte man an Stelle der bisher verwendeten Bollen- und Lesesteine vermehrt grössere Kalksteine ein. Obwohl sie zum Teil sauber bearbeitete Oberflächen aufweisen, liegen sie mitten im Turmkern. Es muss sich demnach um Spolien handeln. Für die Aufführung des Turms wählte man eine etwas andere Mörtelmischung und auch eine andere Mauertechnik als für die Wehrmauer. So ist der Mörtel über der untersten Steinlage des Turmfundamentes kiesiger und schmutziger, und er kam üppiger zur Verwendung. Der Kern des Turms ist mit Mörtel und Steinen sehr satt gefüllt, so dass keine

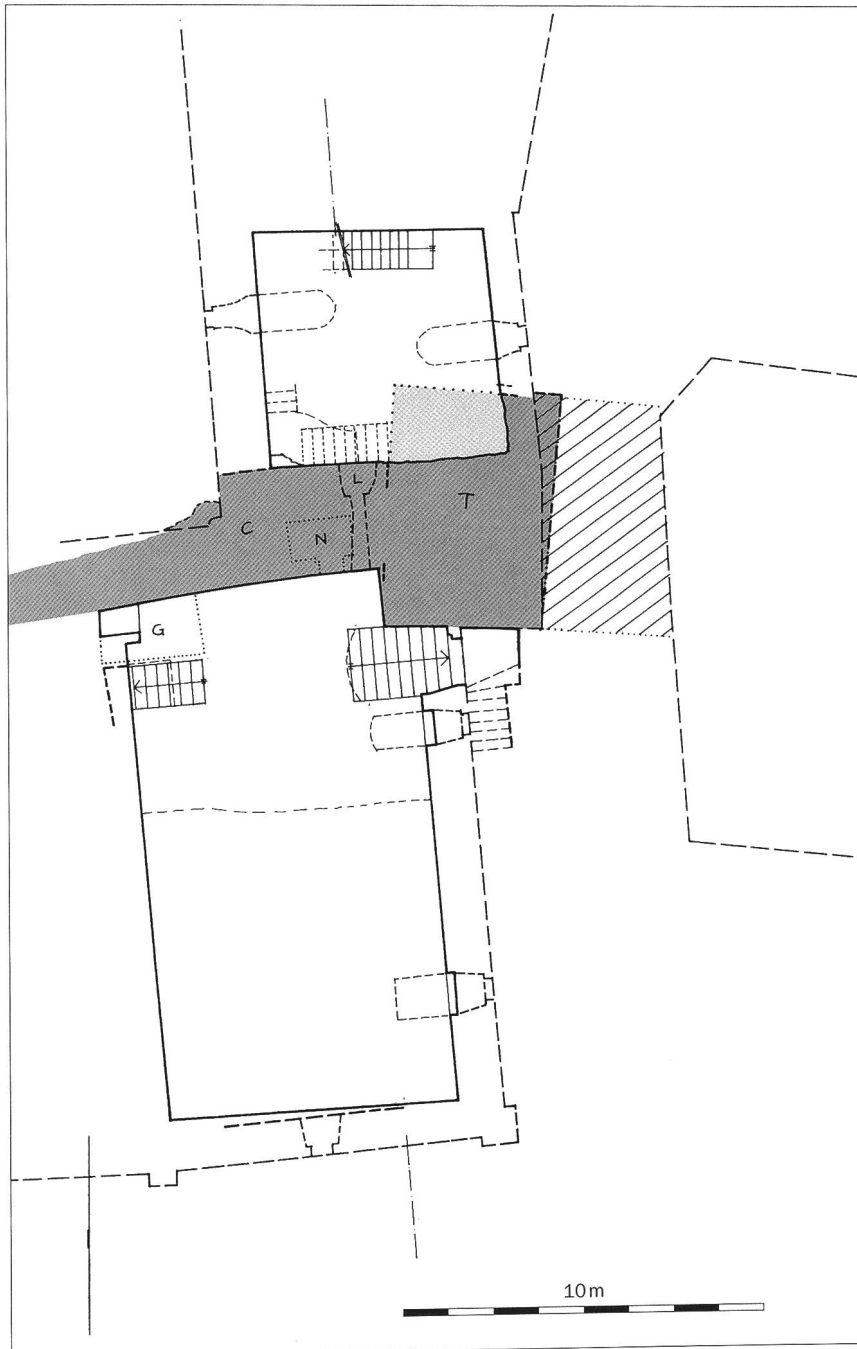


Abb. 10 Grundrissaufnahme der beiden Keller unter den Häusern Schmiedengasse 1 (unten) und 5 (oben). Dunkelgrau gerastert die römischen Partien zur Castrumsmauer, hellgrau die wahrscheinlich 1842 abgebrochene Turmpartie, schraffiert das 1891 bei Kanalisationsarbeiten entdeckte Fundament. Die strichpunktierte fettere Linie markiert eine 1981 entdeckte Quaderfront, bei der es sich um die Ostfront des römischen Turms handeln dürfte. Aufnahme und Zeichnung: M. Hochstrasser. **G** = Güllengrube, **C** = Castrumsmauer, **N** = Nische, **L** = Lüftungsschlit, **T** = Turm, römisch.

Lufträume entstanden wie bei der Mauer. Auch in der äusseren Erscheinung hob sich der Turm von der Mauer ab; nach einem vorspringenden Sockel setzt ein nahezu senkrecht hochgeführtes Quadermauerwerk an, das heute noch zwei Lagen hoch erhalten ist. Die Quader sind exakt behauen und weisen eine glatte, verwitterte Oberfläche auf. Die Mauer besitzt hingegen einen Mantel aus kleinen Bruch- und Bollensteinen mit bündig verstrichenem Mauermörtel. Mit dem Turm

stehen zwei ältere Beobachtungen in Verbindung: 1891 wurde bei Kanalisationsarbeiten am Südende der Schmiedengasse ein rund 6 Meter starkes römisches Fundament durchschnitten (Spannfundament, das zu einem Zwillingsturm weiter im Osten führte?), und 1981 wurde bei einer Sanierung der Werkleitungen an der gleichen Stelle unter den Fundamenten der Gassenfassaden eine Quaderfront beobachtet, bei der es sich um die Ostfront des Turms handeln dürfte (Abb. 10).

Zur Frage nach dem Zwillingsturm

Den Standort eines allfälligen Zwillingsturms vermuten wir im Bereich der Liegenschaft Schmiedengasse 2/Friedhofplatz 1. Ältere Beobachtungen im Keller Friedhofplatz 2, 1939 von Eugen Tatarinoff notiert, müssen, was ihre Interpretation betrifft, hinterfragt werden. Tatarinoff schreibt von einem etwa 4×6 Meter grossen Keller, der vollständig in römisches Mauerwerk eingebrochen sei. Er leitet daraus ab, dass hier ein Turm gestanden haben müsse. Ein Baugesuch und der dazugehörige Plan belegen indessen, dass im Jahr 1900 ein kleiner, mitten im Hausgrundriss liegender Keller nach Norden hin vergrössert worden ist, so dass ein Raum von etwa 5×7 Metern entstand. Bei einer kürzlichen Begehung des Kellers stellte sich heraus, dass der ältere südliche Keller und seine nördliche Erweiterung noch exakt ablesbar sind. Bei der Erweiterung von 1900 ist offensichtlich die hier stehende Castrumsmauer abgebrochen worden, denn an den Seitenwänden können die überputzten Wunden und in der Ostwand sogar die Innenfront der römischen Mauer beobachtet werden. Im älteren Keller bestehen die Seitenwände aus glatt verputzten Wänden, die mit etlichen Nischen versehen sind. Hier zeichnen sich in der Westwand in einer Nische Befunde ab, die möglicherweise Antworten zum vermuteten Zwillingsturm enthalten. Eine Untersuchung konnte bis zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht vorgenommen werden.

Markus Hochstrasser

Summarischer Quellennachweis

Gerichtsprotokolle 1644–1646, S. 72–73; RM (Ratsmanual) 179/1675/558 vom 30. August 1675; Gerichtsprotokolle 1674–1681, S. 684, vom 27. September 1680; RM 185/1681/109 vom 10. März 1681; RM 185/1681/190 vom 2. Mai 1681; RM 186/1682/588ff. vom 27. November 1682; RM 189/1685/478 vom 7. September 1685; RM 189/1685/619 vom 9. November 1685; Hypotheken- und Grundbücher im Grundbuchamt Solothurn und im StASO.